<36602129900015

<36602129900015

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 55-2

Ut. 3 iii 34 27

Biogr. 55.

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geschichte

seines

Lebens, seiner Meinungen und Schicksale.

Von ihm selbst geschrieben.

Zweiter Theil.

Berlin, 1791.
bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

D. C. F. Bahrdts
Lebens-Beschreibung
von ihm selbst.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Erster Eintritt in Erfurt.

Ich hatte Leipzig, die harmvollen Abschiedsaugenblikke im väterlichen Hause abgerechnet, mit frohem Herzen verlassen und — schon auf dem halben Wege nach Erfurt vergessen. Meine Seele, immer voll froher Aussichten und angenehmer obgleich unbestimter Erwartungen, konte nie von Unglüksschlägen niedergebeugt werden, und im Grunde hatte auch Leipzig nichts für mich, was mir die Trennung hätte schwer machen können: ich hatte gegenseitig so wenig wahre Freude genossen, und durch meine armselige ökonomische Lage sowohl, als durch die Verfolgungen des Neides und der Eifersucht so viel Veranlassungen zum Kummer gehabt, daß ich nicht anders als mit einer Art von Wonnegefühl in meine neue Welt

eintreten konte, in welcher ich zwar noch gar keine Glükseligkeit vor mir sahe, aber sie doch hoffen zu dürfen, mir schmeichelte.

Ich bezog freilich in Erfurt keinen Gehalt und mußte meinem guten Vater durch einen Zuschuß zur Last fallen, aber ich rechnete auf Beifall in meinen akademischen Vorlesungen, und auf immer besser werdendes Schriftstellerverdienst. Hauptsächlich aber ankerte meine Hofnung besserer Zeiten, in den mir unbekanten Wellen der Heirathsgedanken. Es ging mir, wie Tausenden meiner Art: ich rechnete auf eine reiche Parthie. Und alle meine Rechnungen machte ich mit solcher Zuversichtlichkeit, als ob ich mich gar nicht verrechnen könte. Daher kam es, daß ich mitten in meiner Armuth und, bei wirklich finstern Aussichten, so vergnügt war, als ob ich mich mitten im Glanz und Ueberfluß befunden hätte.

Herr Kloz hatte mich dem Herrn Riedel, der kurz vorher als Professor mit dreihundert Thalern Gehalt nach Erfurt war vocirt worden, empfohlen und eine engere Freundschaft zwischen uns zu

stiften gesucht. Aber Riedel war der Mann nicht, der zur herzlichen Freundschaft taugte. Er war flatterhaft, eminiesüchtig, und dem Vergnügen zu sehr ergeben, als daß er Zeit gehabt hätte, für einen Freund zu leben. Auch war sein ganzes Betragen nicht nach meinem Geschmack. Ich mochte so gern, wie er, die Welt geniessen: aber ich liebte doch ein gewisses geseztes Wesen, und bestrebte mich, im gesellschaftlichen Leben eine gewisse Würde zu behaupten. Er hingegen war, damals wenigstens, fast eigentlicher Haselant und affektirte, ein Mensch zu seyn, der sich um die ganze Welt nicht bekümmerte und überall nur seiner Laune folgte. Er behandelte alles, die wichtigsten Anliegen seiner Freunde selbst, mit Spott und Schekerei. Früh um acht Uhr fand man ihn schon bei der Weinflasche, und einer Theetasse, und es schmeichelte ihm, wenn man erstaunte, daß er so früh schon Wein trank, und seinen Wiz belachte, ihn aus Theetassen zu genießen. Seine ganze Unterhaltung war Wiz, Satyre, Spott, Schnurren, Boksprünge, Karrikaturhafte Verzerrungen des Gesichts und ein alle Augenblik wiederkommendes Lachen, davon ihm das Gesicht braun wurde.

Kein gutes Vorurtheil kan es für die damaligen Herren und Damen von Erfurt seyn, wenn ich sagen muß, daß Herr Riedel zu meiner Zeit den Ton angab. Er ward in ganz Erfurt für den gelehrtesten und wizigsten Mann gehalten, und wo er in eine Geselschaft eintrat, bekamen alle die Maulsperre, um die Riedelschen wizigen Einfälle recht einzunehmen, deren jeden er einige Minuten vorher mit lauter Lachen ankündigte.

Dieser Herr Riedel sollte nach Klozens Wunsch mein Freund, mein Rathgeber, meine ganze Stüzze werden. — Von Leipzig aus bat ich ihn, mir eine Wohnung und Köchin zu miethen, weil ich gleich meine eigne Menage machen wolte. Er übergab zum Glük dies Geschäft einer Freundin, die es so gut ausrichtete, als ich es wünschen konte. Ich fand ein ganzes, neu gebautes Haus, von sieben Stuben mit einem Garten, und bezahlte dafür nicht mehr als funfzig Thaler. Es lag der Kaufmannskirche gegenüber, deren Prediger, Herrn Salzmann, ich mir hernach zum Beichtvater wählte.

Bei meiner Ankunft war Herr Riedel der einzige Mensch in Erfurt, mit dem ich in einiger freundschaftlichen Verbindung stand. Ich eilte also zu ihm und — verlor allen meinen Muth, da ich einen Mann erblikte, der dem wildesten Jenaischen Studenten glich. Die Herren Meusel und Herel, welche sich bemühten, in seinen Ton einzustimmen, so wenig er ihnen natürlich war, vermehrten mein Schrecken, das ich empfand, mich von so wilden Leuten aus diesem Stande überfallen zu sehen. Ich fühlte mich unfähig, diese Volkommenheit der Genie's-Sitten sogleich zu erreichen, und spielte daher eine ziemlich lächerliche Figur.

Riedel führte mich zuerst bei dem Regierungsrath Genau ein, welcher damals das Vertrauen des Kurfürsten hatte, und in Erfurth, vornehmlich in Universitätssachen das Faktotum war. Ich nahm mich zusammen, um vor diesem Manne mit Anstand zu erscheinen: aber auch hier verrükte mir der Jenenser mein Konzept. So wie wir eintraten, schob er mit burlesken Verbeugungen mich ins Zimmer, brußte mit kirschbraunem Gesicht,

und schrie, da bring ich den Bahrdtius, der in Leipzig dem Scheiterhaufen entgangen ist, um sich hier abzukühlen. Herr Genzu war ein gesezter Mann, schien aber die Riedelsche Spasmacherei zu toleriren, weil sie einmal in Erfurt algemeinen Kredit hatte. Er ließ Herr Riedeln batiniren und sprach mit mir ernsthaft. Aber was ich auch that, im Tone des Mannes zu bleiben, so wurde ich doch immer von Riedels Wize so unterbrochen, daß ich nicht im Stande war, einen gesunden Diskur zu führen.

Von da führte mich Riedel in ein Haus ein, welches damals das lüsterste in Erfurt war. Man fand da die beste Küche, die meiste Pracht, den größten Aufwand, die zahlreichsten Gesellschaften. Es war der tägliche Sammelplatz derer, welche sich für die Inhaber der wahren Gelehrsamkeit, des richtigsten Geschmaks, des ächtesten Wizes, und des reinsten Patriotismus hielten.

Aber nie habe ich ein Haus gesehen, wo die Frechheit und Schamlosigkeit so originel sich ge-
t hätten. Ich war auch schon in lustigen Ge-

sellschaften gewesen und liebte sie: aber hier war ich wie ein Kind, und ward auch wie ein Kind behandelt. Man sahe, daß der Ton, der hier herrschte, mir neu war, daß er mich bestürzt machte, daß er mir ein Air von Blödigkeit und Verlegenheit gab, und man fand es daher nöthig, mich so lange zu hänseln, bis ich in Oden gesezt seyn und mit der Gesellschaft gleichen Schritt zu halten gelernt haben würde. Es bedurfte leider keiner langen Zeit, denn ich war gelehrig.

Bei der ersten Einführung kam mir Madame Bolmann entgegen. Riedels Aufreissen der Thüre und sein Geschrei: da habt ihr den Teufelsbraten und, der Dame lautes Auflachen mit dem Zuruf: komm liebes Bahrdtchen, wir haben uns lange schon auf dich gefreut, nebst einem Kusse, gleich dem vollmäulichten Kusse eines Freudenmädchens — war ein Moment. Ich stand wie versteinert. Ich spannte meine Besonnenheit an, um mich als einen Mann von Welt zu zeigen. Ich trat hüpfend ins Zimmer. Ich preßte mich, wizig zu seyn. Ich kriegte die Dame beim Kopf und herzte sie. Aber alles glich meiner ersten Predigt

in Tauche. Man sahe das Talent: aber auch die Jugend, die Unerfahrenheit, den Mangel der Uebung. Ich ward lächerlich, und Riedel sagte es der Dame vor meinen Ohren: er muß noch erst werden: Sie müßen Geduld mit ihm haben.

Ich kam denselben Tag in einer Art von Betäubung nach Hause. Ich hatte bisher in kleinen kaufmännischen Zirkeln gelebt und mir war es jezt, als ob ich heute in die große Welt eingetreten wäre. Denn ich konnte nur, was ich in Leipzig und Erfurt gesehen hatte, vergleichen. Also dachte ich, das sey der Bon-Ton, und schämte mich, daß ich so verlegen erschienen war, wie ein Mensch, der vom Dorfe zum erstenmale in die Stadt kommt.

Ich war in der ersten Zeit täglich im Bolmannschen Hause und mußte auf diese Art meine natürliche Delikatesse und Schamhaftigkeit verloren gehen lassen. Denn der Herr Kammerrath, den ich den zweyten Tag erst kennen lernte, war vollends gar der General aller Cyniker. Er fand mich, da er ins Zimmer trat, bei seiner Dame

sitzen, und kreelte mir (man denke sich eine Maschine von zehn Zoll und mit einem Domherrn-Bauch) sogleich eine Schweinerei entgegen, die ich in meinem Leben nicht gehört hatte. Und die Dame, die mich erröthen sahe, lachte hoch auf und gab mir einen Kuß, daß es klatschte.

Doch ich will diese Schilderung abbrechen. Man erlaube mir die Geschichte dieses Hauses nur mit wenig Worten zu vollenden. Der Herr Kammerrath Bolmann hatte verschiedne öffentliche Kassen unter Händen, und es war ihm im siebenjährigen Kriege gelungen, einige glückliche Entreprisen zu machen. Das leztere hatte ihm zu vielem Gelde verholfen: das erstere aber hatte der Eifersucht über den Glanz seines Hauses (er war der einzige lutherische Rath des Kurfürsten) die Waffen zu seinem Untergange bereitet. Nach drei Jahren, kurz, ehe ich Erfurt verließ, wurde er von seinen Feinden gestürzt. Man rescherschirte seine Kasse und (ich habe nie untersuchen können ob er unschuldig oder schuldig war — und Frau Fama trug sich mit widersprechenden Sagen) sein Bildniß ward an den Galgen geschlagen. Die Dame

schlich sich in die Verborgenheit und — die Familie ging aus, wie ein Licht.

Mein Karakter verlor übrigens in dieser neuen Welt nichts: aber mein äußerliches Betragen bekam eine Farbe, die meinen Stand nicht kleidete. Und wie konte es anders kommen? Ich habe fast drei Jahr in Erfurt gelebt, und beinahe unausgesezt in einem Zirkel, in welchem Schamhaftigkeit und Delikatesse unbekante Dinge waren, wo stäts die große Gloke geläutet, und oft eine Ehre darin gesucht wurde, wenn einer den andern an Unverschämtheit übertreffen konte.

Immer werde ich es bereuen, daß ich hier die Erfahrung machen mußte, daß die Geselschaft die Sitten bestimt. Mein Ohr gewöhnte sich sosehr an Gespräche über Dinge, die der Wolstand zu erwähnen verbietet, daß meine Phantasie von widrigen Bildern und Worten überfloß, und mein Gefühl gegen alle Häßlichkeiten dieser Art wurde dermaßen abgestumpft, daß ich zulezt völlig gleichgültig, und das Reden und Hören solcher Natürlichkeiten gewohnt wurde, und daher auch an an-

dern Orten und in bessern Geselschaften unvermerkt ihren Ton anstimte.

Ich habe Jahre lang an mir arbeiten müßen, die Empfindlichkeit gegen Verlezzungen der Delikatesse wieder herzustellen. Und der Schade, den ich mir anfangs zuzog, daß man mir eben so freye Handlungen zutraute, wie man meinen Wiz fand, und daß meine Feinde daher Gelegenheit nahmen, meinen moralischen Karakter verdächtig zu machen, dieser Schade, sage ich, ist geblieben, ob ich gleich den Fehler hernach erkante und floh, und obgleich selbst damals mein geselschaftlicher Ton nichts weniger als der Maßstab meines Karakters und meines Lebens war.

Zweites Kapitel.

Schilderung meiner neuen Welt.

Der Sommer, womit ich meine Laufbahn ausser dem Vaterlande began, ward ziemlich thatlos zugebracht. Ich kam an, da die akademischen

Vorlesungen bereits ihren Anfang genommen hatten: und fand es daher nicht thunlich, noch erst meine gelehrte Bude aufzuschlagen, und neue Waren feil zu bieten.

Auch gerieth ich wirklich zu tief in den Taumel der Gesellschaft, daß ich ein halbes Jahr vorbeilassen mußte, ehe ich zu mir selbst kam und meines Kopfes und meiner Zeit Meister werden konte. Nur des Morgens fand ich zuweilen einige Stunden, wo ich mich auf meine Wintervorlesungen vorbereiten, und zu schriftstellerischen Arbeiten Entwürfe machen konte. Die meiste Zeit brachte ich unter meinen jovialischen Freunden zu, und suchte dabei mein Terrain kennen zu lernen. Ich wil meinen Lesern in möglichster Kürze erzählen, was ich fand.

Die Stadt hatte wenig Annehmlichkeiten für mich. Ihre Größe steht mit ihrer Volksmenge in zu wenig Proportion. Sie hat drei Stunden im Umkreise, und enthielt doch damals kaum 16000 Einwohner. Eine Pest am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte sie entvölkert. Daher fand ich eine

Menge leer stehender Häuser und, an den bewohnten, ungeheure Gärten, wie man sie in großen Städten gewiß selten finden wird.

Die Gegend um Erfurt schien mir ebenfals nichts reizendes zu haben. Der einzige romantische Ort war der sogenannte Steiger, eine Anhöhe mit Waldung bedekt, wo das Auge durch Aussichten bezaubert wurde. Ausserdem fand sich kein einziger Plaz, wo man sich durch Promenaden vergnügen und seines Gleichen finden konte. Kein öffentlicher Garten war in und ausser der Stadt, wo Personen von Stande hingehen und für ihr Geld Vergnügen, Leibesbewegung und Geselschaft geniessen konten. Man mußte sich blos mit selbst veranstalteten Zirkeln im Hause begnügen, und diese waren wenig genießbar, so wie in Erfurt das geselschaftliche Leben nicht viel schmakhaftes hatte, weil die Mischung von Katholiken und Protestanten, davon erstere die Dominante Parthei waren, eine gewisse Zurükhaltung erzeugte, welche die Freimüthigkeit und Natürlichkeit erstikte, die die Seele der Freuden des geselligen Lebens sind.

Das beste an Erfurt für mich — war die Wolfeilheit. Ein ganzes schönes Haus mit Hofraum und Garten wird man an keinem großen Orte für funfzig Thaler haben können. Und so war nach Proportion alles übrige. Ich hätte mit vierhundert Thalern eine Familie unterhalten wollen.

Aber das allerkläglichste war die Universität. Der gute und weise Joseph Emmerich that zwar eben damals alles, was ihm möglich war, um sie in Aufnahme zu bringen. Aber die katholische Kabale und — der Mangel an einem dauerhaften Fond legten ihm unüberwindliche Hindernisse in den Weg.

Freilich wäre Erfurt gerade der Ort, in welchem eine der blühendsten Universitäten entstehen könte. Wie bequem ist seine Lage, so fast mitten in Deutschland, wo alles Fuhr- und Postwesen sich gleichsam durchkreuzt. Wie erwünscht wäre die Mischung von Protestanten und Katholiken, um junge Männer von allen Religionspartheien dahin zu ziehen, und von da aus Toleranz zu verbreiten. Wie angemessen die Geraumigkeit

des

des Orts, die Menge Gärten in der Stadt, die Wolfeilheit der Wohnungen und der Lebensmittel!

Aber es kan aus Erfurt nichts werden, weil kein Kurfürst freye Hände hat, die bisherige Verfassung zu verändern, und die alten Herren nie eine Veränderung belieben werden. Die sogenanten professores antiquae fundationis sind alle gewissermaßen unabhängig. Ihr Besoldungsetat, ihre Stellen, ihre Zahl, ihre akademischen Verhältnisse, alles muß bleiben wie es ist, und wenn es noch so albern wäre. Der Kurfürst kan nichts als neue Professoren machen (novae fundationis) und aus seiner Kasse besolden, aber er kan sie nicht der Universität einverleiben.

Ich ward ordentlicher Professor der Philosophie, aber ich führte blos den Namen, wie Wieland, Riedel, Meusel, Herel u. a. aber wir gehörten nicht zur philosophischen Fakultät, wir wurden zu keinen Versamlungen der Fakultät eingeladen, wir hatten nichts bei Promotionen zu thun, kurz, wir waren Professoren ausser der Universität, und lebten im Grunde als Privatdocenten.

Als ich nach Erfurt gekommen war, führte mich Herr Riedel auf den Rathskeller, um mir ein öffentliches Haus zu zeigen, wo man Gesellschaft finden könte. Wir traten in ein schmuziges Zimmer, und sahen, bei einer hölzernen Bierkanne, einige Leute mit großen meerschaumnen Köpfen sitzen und dampfen, welche ich für Philister hielt: denn ihr Anzug, ihre Physionomie, ihre Attitüde, ihr Ton, alles war so kras ärfsch, wie die Pufbohnen des Orts. Und siehe, es waren Professores. Ich wil sagen, wie das zuging.

Die philosophische Fakultät in Erfurt besteht aus drei Kollegien: dem Collegio Saxonico, portae coeli und einem dritten, dessen Namen ich vergessen habe.×) Jedes Kollegium besteht aus drei Professoren, deren jeder ohngefähr 60, 70 höchstens 80 Thaler Einnahme hat, aber dabei alle bürgerliche Freiheiten und Immunitäten genießt, so daß er abgabenfrey, alle bürgerliche Gewerbe treiben kan. Diese Professoren wählen unter sich selbst einen neuen, wenn einer abgeht, ohne daß sich der Kurfürst darum zu bekümmern hat. Da meldet sich denn zuweilen ein alter Erfurter, welchem es

×) Amplonianum

um die bürgerlichen Freiheiten und einen honorigen Titel zu thun ist, er sey Bierbrauer, Weinschenke, oder des etwas und zahlt den alten Herrn zwei auch dreihundert Thaler für die Wahl, und — wird Professor. So erklärte mirs Riedel.

Man wird begreifen, daß bei dieser Verfassung, wo auch nicht einmal eine protestantische theologische Fakultät, sondern nur Professoren der augspurgischen Konfession, ohne Siz und Stimme in dem Concilio professorum, geduldet werden, kein Kurfürst im Stande ist, große Männer dahin zu ziehen und durch sie die Akademie in Aufnahme zu bringen. — Zu meiner Zeit belief sich die Zahl der Studenten in allem kaum auf funfzig: und darunter waren gewiß zwanzig, die Wielands Name hingezogen hatte.

Ich kam 1768 nach Erfurt, und schon 1770 waren alle neue Professoren wieder fort, und alle Einrichtungen zerstört, die Joseph Emmerich gemacht hatte. Und in diesen wenigen Jahren hatte unser Quasikurator der Reg. Rath Genau mit so viel Kabalen und Intrigen zu kämpfen, welche die

Feinde neuer Einrichtungen anzeddelten, daß er sein Leben durch Aergerniß wenigstens um zehn Jahre verkürzte.

Die neuen Professoren machten damals eine ordentliche Parthei aus, welche mit dem aufgeklärten Kurfürsten, dem würdigen v. Grosschlag und Benzel in Mainz, dem Stadthalter v. Breitenbach, und einigen Räthen in Erfurt nebst der ganzen jungen Brut heller Köpfe (Isenbiehl, Molitor rc.) welche durch das Licht des Hofes mit angezündet wurden — der Gegenstand des Hasses und der Verfolgungssucht waren. Und es war merkwürdig, daß an einem Tage der ansehnlichste Theil der Parthei an reichen Tafeln schmaußte, und krank wurde, und einige — darunter der Kurfürst und der Stadthalter waren, gleich hinter einander starben. — Freilich hatte Emmerich zu viel protestantische Aufklärung: wie konte er dem Schiksale entgehen, das allen Ganganelli's beschieden ist?

Aber wenn auch wir alle geblieben und Emmerichs Anstalten von Dauer gewesen wären, so hätte doch die Universität sich nie zu einiger Blüthe

erhoben. Denn man hatte uns gewählt, wie die meisten Regenten und Kuratoren wählen d. h. nach den Eingebungen der Frau Fama und der großen Zeitungsposaune. Das ist der erbärmliche Masstab, nach welchem unsre Ministers ihre großen Männer messen, denen sie die besten Pensionen geben, und die der Universität oft so viel nüzzen, als die fünfte Seite der Violine. — Ich wil mich mit meinen damaligen Herrn Kollegen die Musterung passiren lassen.

Drittes Kapitel.

Ein Stük aus dem Almanach.

Herr Riedeln hab' ich schon gezeichnet. Als Gelehrter konte er gar nicht nüzzen, denn er war ein bloßer so genanter schöner Geist. Keine einzige Wissenschaft, selbst Philosophie hatte er nicht gründlich und systematisch studiret. Er war ein Genie, und was er als Genie bei der flüchtigsten Thätigkeit leisten konte, das leistete er. Er las daher

wenig Kollegia, und auch diese, weil er gar keine Stätigkeit hatte, so unordentlich als möglich.

Herr Meusel war, wie ich, noch Jüngling. Ein vortrefliches Herz, ein edler Karakter, eine gesezte Aufführung machte ihn mir und allen, die ihn kanten, liebenswürdig: aber, selbst im Fache der Geschichte noch lange der Mann nicht, der er jezt ist, hatte er noch nie sich im Vortrage geübt, und konte also als Docent noch keine große Figur machen.

Herr Herel war gar nicht gekommen, um den Professor zu spielen. Er war ein Jüngling von großem Genie und fast unglaublicher Belesenheit in den Schriften der Römer und Griechen (wir schrieben oft Stellen, aus den obskürsten griechischen Schriftstellern ab und schikten sie ihm zu, um ihn zu versuchen, und er schikte augenbliklich die Stelle zurük, mit beigeschriebnen Namen des Autors und der Zahl des Buchs oder Kapitels, wo sie stand) der nur sich allein zu leben beschlossen hatte. Sein Vater, ein Nürnberger Rathsverwandter besaß ein Vermögen von 80000 Thalern und, bei diesem Vermögen, wolte der Sohn

sich unabhängig machen. Er zog also blos nach Erfurt, und nahm eine Professur an, um mit Ehren zu privatisiren. Sein Karakter war edel und freundschaftlich, aber sein Herz war so an das Geld gefesselt, daß er zitterte, wenn er einen Groschen ausgeben solte. Bei gefüllter Börse ging er mit einem durchlöcherten Hute, und oft sahe man die Rockärmel in gleichem Zustande. Das Frauenzimmer flohe er und, wenn ihm eine Dame auf der Gasse begegnete, hielt er den Chapeau bas vors Gesicht, um sie nicht zu sehen. Die Siegel samlete er von Briefen, und erweichte sie hernach an Feuer, um sich eine Stange daraus zu drehen und kein Siegellak kaufen zu dürfen. Er hat, so viel ich weiß, nie Kollegien gelesen.

Herr Wieland war ohnstreitig die wichtigste Akquisition für Erfurt, wenn man auf die eigentliche Größe des Mannes Rüksicht nimt. Aber wenn man den großen Mann von dem akademischen Docenten abstrahirt und die Akquisition darnach mißt, wie viel der Mann auf dem Katheder leisten konte; so stand der erste Dichter der Nation am unrechten Orte, und diente der Universität blos

zum Staate. — Ich bitte beiläufig die Leser sich des vorigen Kapitels zu erinnern und es zu denken, wie sich der verekunde Wieland im Bollmannschen Hause ausnehmen mußte. — Er und Herr Meusel waren auch da die seltensten Gäste.

Ich — war ebenfals noch Jüngling — in Kentnissen, Erfahrung, und Uebung. Mein lebhafter Geist und eine Masse vereinzelter Ideen, Urtheile, Gedankenreihen, nebst einem kleinen bischen griechschen und orientalischen Wörterkrams, war mein ganzer Reichthum. Noch hatte sich in mir kein System in irgend einer Wissenschaft gebildet, und durch eigne Verarbeitung festgesezt. Noch war ich in der Geschichte seicht, in der Philosophie unvolständig, und in der Exegese ein Nachbeter des Grotius, Klerikus und einiger ähnlicher Männer, die mir in Leipzig mit auf die Spur geholfen hatten. —

Was konte die Universität von fünf solchen neuen Professoren für Vortheile ziehen? Wenn Joseph Emmerich ein Seminarium von jungen Professoren hätte machen wollen, da hätte er gut

gewählt gehabt. Wenn er aber, durch uns, Studirende herbei ziehen und die Akademie in Flor bringen wolte, da hatte er sich gewaltig verrechnet. — Freilich mochte er auch auf die alten Herren mit Rüksicht genommen haben, aber auch unter diesen war keiner, der sich mit Ehren laut machen konte. Ich wil die erträglichsten nur nennen: denn viele lasen gar keine Kollegien, sondern lebten bei Bier und Tobak so im Verborgnen, daß ich sie nie habe kennen lernen.

Unter den Philosophen that sich ein Diskantist hervor, Namens Hesse, dessen größtes Talent die Bescheidenheit war. Er unterstand sich nie, von irgend einer Wissenschaft zu sprechen. Blos den Namen der Mathematik wagte er bisweilen zu nennen, wenn er sein Fach uns zu verstehen geben wolte. Aber wir wußtens auch alle, warum er so bescheiden war. Uebrigens hatte er ein großes Vermögen, liebte die Geselschaft, und that sich mit seinem Weibe gütlich.

Neben ihm muß ich des Kontrasts wegen den Bürgermeister Hadlich stellen, welcher bei der

trübseligsten Ignoranz, der größte Schwäzzer war, bei dem man nicht zum Worte kommen konte. Weil er als Professor keine Dienste zu leisten im Stande war, so suchte er sich durch Projekte, wenigstens in Erfurts Ringmauern berühmt zu machen. Eines seiner wichtigsten war, von seinem Torfe, den er zuerst gegraben haben wolte, erst Papier, hernach auch sogar Patrontaschen zu machen. Davon, wie er keklich versicherte, schon allein nach Portugall 40000 Stük bestelt wären. Immer fehlte es nur an einer Kleinigkeit, die große Erfindung zu realisiren.

Unter den Schotten-Mönchen gabs auch einige Professoren der Philosophie, darunter ein Mann (wo ich nicht irre, le Grand) von vortreflichem Karakter und guten mathematischen Kentnissen war.

Von den Aerzten kam mir keiner zur nahen Beantlizzung, ausser einem gewissen Nonne, dessen Gelehrsamkeit sehr mager war, der aber in Absicht auf Intrigen seinen Mann stelte. — Zwei Brüder Rumpel sind jezt Männer von Werth, aber damals fiengen sie erst an, emporzukeimen.

Ueber die Juristen kan ich nicht viel sagen. Schorch war Invalid und Henne konte vor vielem Fett nicht viel Eier legen. Ist also hier nichts zu recensiren.

Die armseligsten waren die Professoren der A. Konfession. Sie hatten alle Predigerstellen, weil mit der Professur gar keine oder doch nur etwa funfzig Thaler Besoldung verbunden war.

Der Senior Besserer suchte die ganze theologische Gelehrsamkeit in der Veränderung der hebräischen Punkte. Diese Metaphysik hatte er so horibel studiret, daß er alles andere dabei vergessen und sich wirklich in die Einbildung gesezt hatte, daß dies Studium die Centralwissenschaft des Theologen ausmache. Als ich bei ihm mit meinem Vater einst einen Besuch ablegte, wars seine erste Anrede, daß er mir als einem jungen Manne zur Prüfung ein hebräisches Wort vorlegte, welches ein Kateph-Patach enthielt, und mir dies Kateph-Patach als Räthsel aufgab, wie es hieher komme? Und da ich es nicht zu wissen und so gar nichts zu achten versicherte, zukte er mitleidig die Achseln,

und sagte hernach meinem Vater im Vertrauen, daß es mir noch sehr fehle.

Auf ihn folgte, der Rangordnung nach, Herr Schmitt, welcher mein heftigster Antagonist wurde, wie ich unten berichten werde. Er las Dogmatik nach dem Beier, wie sein Gedächtniß auf Universitäten sie ehemals gefaßt und behalten hatte. Weiter vermochte er nichts. Aber tükkisch und beissig war er, und paßte, wie Franzo in Halle, auf alle Worte und Säzze, die sich in Erfurt als Kontrebande Waren zum Nachtheil der privilegirten Orthodoxie einschleichen wolten.

Ein eben so eifriger Zelot, doch mit etwas mehr Verstand ausgestattet, war Herr Vogel, welcher nach Starkens Synopsis exegetische Kollegia las und — mich im Bunde mit Schmitt verkezzern half.

Der einzige lobenswerthe unter allen war Herr Schellenberger. Sein Karakter war edel und seine Theologie liberal. Aber er lebte im Stillen, ließ sich seine bessern Einsichten nicht merken, rieth überal zum Frieden, und verabscheute im Herzen die Klopfechtereien seiner Kollegen. Ich habe un-

erwartet helle Einsichten bei ihm gefunden. Er wäre mein liebster Umgang gewesen, wenn ich ihn nicht hätte mit vielen Besuchen verschonen müssen, um ihn nicht bei der Gemeine durch mich in Verdacht zu bringen. Er liebte und schäzte mich, wie ich ihn. Aber unsere Freundschaft durfte nicht laut werden — aus Furcht vor den Jüden, wies dort heißt.

Viertes Kapitel.

Mein häusliches Leben.

Sehr bald ward ich das tägliche Schmausen im Bollmanschen Hause überdrüssig, und immer mehr fühlte ich, bei einsamen Nachdenken über mich selbst, das unwürdige der Lebensart, in welche ich da gerathen war. Aber ich hatte einmal, da ich zu der obgedachten Parthei der Aufgeklärten mich halten mußte, keinen andern Zirkel, in dem ich die unentbehrlichen Erhohlungen des geselligen Lebens hätte genießen können. Und so vermochte ich

zu meinem Besten nichts zu thun, als ihn seltner zu besuchen.

Ich fing an, fleißig zu studiren und machte immerdar Philologie zu meinem Hauptfache. Dabei blieb aber leider die Philosophie oder das eigne scharfe Nachdenken über Grund und Ungrund der Resultate meiner Dogmatik und Exegese auf der Seite liegen. Nur im vorbeigehen regte sich zuweilen die Vernunft und entdekte, mit flüchtigen Blikke schielende Beweise, falsche Schlüsse und Inkonsequenzen der Theologie. Aber es kam zu keiner fortgesezten und scharfen Prüfung meines Systems. Ich bearbeitete damals mein altes und neues Testament so, daß ich über alle Bücher nach und nach exegetische Vorlesungen halten konte, und fing an, blos aus den Quellen der alten griechischen und morgenländischen Uebersezzungen der Bibel und der gleichzeitigen Schriftsteller, dem Josephus und Philo, zu schöpfen, und den Weg einer richtigen grammatischen Erklärung einzuschlagen, auf welchem mir in der Folge zuerst die Augen geöfnet wurden, mit denen ich durch Philosophie und Kirchengeschichte weit früher hätte sehen lernen.

An den langsamen Fortschritten meiner Kentnisse hatte vornehmlich meine Armuth schuld. Diese verursachte theils, daß ich mir keine Bücher anschaffen und mit der neusten Litteratur mich nicht in Bekantschaft sezzen konte, theils distrahirte sie mich durch allerlei Projekte, auf die ich verfallen mußte, um den Mangel einer ordentlichen Besoldung zu ersezzen. Dazu kam, daß ich nicht gewohnt war, mich auf die äussersten Bedürfnisse einzuschränken, sondern mich unglüklich fühlte, wenn ich in Wohnung, Kleidung, Kost, Geselschaften u. s. w. nicht meinem Stande gemäß, d. h. gleich andern meines Standes, zu leben vermochte. Und diese meine ökonomische Lage hat zu allen Zeiten mich zurükgesezt. Sie ward die Ursache so wohl meiner alzufrühen und alzuhäufigen Schriftstellerei, als auch so mancher andern zeitverderblichen und auf Erwerb abzielenden Unternehmungen.

Eine derselben, die mich in Erfurt bethörte, war, daß ich beschloß, Tischgänger anzunehmen, in Hofnung, dadurch meinen Tisch wenigstens frei zu haben. Ich war, obgleich unverheirathet, zu die-

ser Unternehmung völlig geschikt, und es fehlte mir blos die Kleinigkeit — einer richtigen Berechnung.

Meine ersten Tischgenossen wurden Herr Meusel, Herel und verschiedene junge Leute, welche sämtlich gestehen mußten, daß man bei mir für sein Geld herrlich bewirthet wurde. Denn ich war selbst ein volkomner Koch. Von Jugend auf war es mir eigen, überal, (wo ich Gelegenheit hatte, etwas zu sehen,) stundenlang zu stehn und zu beobachten. Und ich kan sagen, daß ich nicht blos in der Oekonomie, sondern in allen Handwerks und Kunstsachen, mir Kentnisse gesamlet habe, die mich in den Stand sezzen, nicht nur von den meisten Dingen dieser Art richtig zu urtheilen, — was für Materialien dazu gehören, wie sie verarbeitet, wie die Werkzeuge gebraucht, welche Handgriffe erfodert, wie sie berechnet werden u. s. w. sondern auch selbst Hand anzulegen und mit Geschik sie zu bearbeiten. So war ich auch Koch. Ehe meine Kollegia angingen, gab ich meiner Köchin heraus, ordnete an, wie und wenn alles beigesezt, ob es bei gelindem oder starkem Feuer gekocht werden solte u. d. und wenn sie um eilf Uhr

been-

beendiget waren, legte ich eine Schürze an, und machte die Hauptsachen, die Schmelzung der Gemüse, die Zubereitung der Sosen u. s. w. selbst, um alles recht schmakhaft zu haben. — Freilich waren alle drei Gerichte jedesmal sehr delikat, aber ich hatte auch am Ende des Jahres 250 Thaler Schulden.

Meine Tischgänger hatten die Erlaubniß, zuweilen einen Gast mitzubringen. Einst hörten wir von einem Pfarrer, welcher des Sonnabends, wenn Markt war, mit seiner Magd zur Stadt zog, und eine Heerde Truthüner mit einer Gerte vor sich her trieb, und auf dem Markte verkaufen half. Man sagte dabei, daß er ein filziger Schmarozer sey, der, wenn er die Ware verkauft hatte, in den Häusern, wo er bekant war, herumschlich, und sich bemühete, zu Gaste gebeten zu werden. Wir beredeten uns, den Menschen einzuladen, und unsere Kurzweil mit ihm zu treiben. Der Pfarrer nahm unsere Invite an. Wir füllten einige Karabinchen mit Wein, den wir mit starken Brantewein vermischten. Wir beredeten uns, einander neue Titel zu geben, so daß der eine als

Kirchenrath, der andere als Hofrath, der dritte als Domherr, u. d. ihm vorgestelt wurde. Und unsere Gespräche solten Religionsdispüte seyn, bei denen einer den Freigeist spielen, und den ehrlichen Pastor in Verlegenheit sezzen solte, um den Anfang zu denjenigen Narrheiten zu machen, deren Vollendung wir von dem verfälschten Weine erwarteten. Aber der Pfarrer war witziger, als wir. Er musterte gleich sehr bedächtig die Menge der jungen Gesichter, und nahm ein gesieztes Wesen an. Er aß, was das Zeug halten wolte, und lachte in seinem Herzen, daß wir ihn so gut fütterten, ohne unsern Zwek zu erreichen. Wir tranken ihm zu, und er leerte alle seine Karabinchen, ohne trunken zu werden. Einige der Geselschaft wurden es, und begannen ihn ziemlich grob zu attakiren, und er bezahlte sie mit gleicher Münze. Kurz, der Mann nahm sich bei allem, was wir thaten, ihn zu hänseln, so, daß wir nichts ausrichten konten. — Nach der Mahlzeit empfahl er sich, freute sich seiner vollen Ladung, die ihm so wolfeil zugeflossen war, und — da ich ihn bis an die Treppe geleitete, gab er mir noch die Pille zu verschluken: „Mein Herr Kirchenrath, ich danke Ihnen für das

„viele Gute, und bedaure nur, daß ich Sie heute „in einer solchen Gesellschaft habe kennen lernen: „man sagt sonst im Sprichwort: noscitur ex socio. „Ich empfehle mich." Und damit schob der Fuchs die Treppe hinab, und wir — bedauerten es, daß wir Essen und Wein umsonst verwendet hatten.

Solche Schnurren waren der haut gout von Erfurth. Unser lieber Stadthalter, ein Herr von recht gutem Herzen und menschenfreundlichem Karakter, liebte es sehr, wenn seine Gäste bei ihm bis zum Lustigwerden pokulirten, und alsdann aufeinander Attake machten. Er bat täglich Gesellschaft, und wenigstens einmal wöchentlich uns Professoren.

Ich war in Leipzig des Weins nicht gewohnt worden, weil in Sachsen die liebe Accise den Unterthanen Mäßigkeit lehrt, und nahm mich also außerordentlich in Acht, und am sorgfältigsten bei dem Stadthalter: und ich kann sagen, daß es niemanden gelungen ist, mich berauscht zu sehen, ausser dem Stadthalter, der mir ein einzigesmal, und zwar das erstemal in meinem Leben, des rhei-

nischen Nektars mit seinen Liebkosungen zu viel beibrachte.

Bei der Mahlzeit waren die neuen Professoren nebst einigen Schotten, und dem Kammerrath Franz Matthees, einem Schafskopfe vom ersten Range. Die Gesellschaft ward vorzüglich lustig. Und die Attaken wurden so lebhaft, daß der Herr v. Breitenbach vor Lachen Thränen vergoß. Unter andern (um ein Beispiel des Geschmaks zu geben, in welchem gescherzt wurde) fragte der Pater Erhard den Herrn Franz Matthees, ob er Familie habe? Die Antwort war, drei Kinder. O fuhr der Pater fort, sie werden mit der Zeit zehne haben. Wie so? fragte der Kammerrath, erschroken. Ei, wissen Sie das Sprichwort nicht, entgegneten Sr. Hochwürden, ein Narr macht ihrer zehne? — Solche derbe Späßchen wurden stark applaudirt, und durch sie die Pokale in ihrem Gange beschleunigt. Nach der Mahlzeit ward fortgetrunken. Und gerade heute waren Se. Hochwürden Gnaden so aufgeräumt, so freundlich, daß man ihnen nichts abschlagen konte. Es kam eine Gesundheit nach der andern. Endlich zeigte sich die mahlenswürdigste Scene.

Zehn hochgelahrte Männer, die alle, in verschiedenem Grade, volle Ladung hatten, verloren sich almählig aus der Mitte des Zimmers, wo sie um den freundlichen Wirth einen Kreis geschlossen hatten, um ihn durch ihren Wiz zu amusiren, und sein Zwergfel der Verdauung halber zu erschüttern, und gleiteten, einer nach dem andern, an die Wände. Und bald stunden sämtliche Herren fest angelehnt, in verschiednen burlesken Stellungen, jeder mit dem Pokale in der Hand, der Stadthalter in der Mitten, und sein Kammerdiener mit der Flasche in stätem Zirkelgange, um die Gläser vol zu halten, die keiner mehr in Absicht auf Maas und Gewicht zu berechnen vermochte. — Se. Hochwürden Gnaden allein, als viel vermögender Domherr, blieben ihrer mächtig, und hatten das Vergnügen, herzlich zu lachen, da wir endlich, jeder mit verwechselten Stöken und Hüten ihn verließen, und an den Wänden den Weg nach Hause suchten.

Herr Riedel war überall die Hauptperson unter den Lustigmachern: aber bald fing er an, es zu vermeiden, mit mir in Geselschaft zu seyn.

Denn er ward von der Applaudirsucht gequält, bei welcher ich sehr zeitig anfing, ihm nachtheilig zu werden. Schon gewohnt, bei allen seinen Einfällen bewundert, und beklatscht zu werden, konte er es durchaus nicht leiden, wenn ein anderer auch nur ein einzigesmal einen Schein von Ueberlegenheit zeigte. Sein Wiz war in seinen Augen der vollkommenste. Und er belachte ihn allemal vorher selbst, ehe er ihn heraussagte. Da ich nun bald anfing, des Spiels kundig zu werden, und die Mutter Natur durch den zunehmenden Muth unterstüzt wurde, fügte sichs sehr oft, daß Riedel den tödtenden Schmerz empfinden mußte, daß sein Wiz unbelacht blieb, und meine Replik die ganze Geselschaft erschütterte. Dis bewog ihn, anfangs mich jedesmal zu besuchen, wenn wir zusammen wohin eingeladen waren, und sich, unter dem Vorwande, er sey heute nicht disponirt, meine Attaken zu verbitten, und hernach, meiner Geselschaft, wenn er konte, ganz auszuweichen.

Der Reg. Rath Genau, merkte nicht blos dieses Misbenehmen, sondern sahe auch, daß unter allen alten und neuen Professoren, und den übri-

gen Honoratioren des Orts Kabale und Absonderung immer mehr überhand nahm, und bekam daher den Einfal, eine große Assemblee zu stiften, auf welcher alle Personen von Stande, mit ihren Damen wöchentlich zusammen kamen, und für vier Groschen des Abends speisen konten. Gute Ordnung und Frugalität machten die Sache beifalswerth. Indessen brachte diese Unternehmung, welche Herstellung der Harmonie, und der Geselligkeit erzielte, mich in neue Bekantschaften und erweiterte, zum Nachtheil meines Fleisses, den Zirkel meines geselschaftlichen Lebens.

Ich fieng an, am Spiele Vergnügen zu finden, und dies brachte mich manche Woche um zwei auch wol drei Nachmittage. Man spielte gern mit mir, weil ich gut spielte, und meine Jovialität, auch beim größten Verluste, behauptete. Am liebsten wählte mich auf den Assembleen Herr Genau, mit dem langen Dechant (wie man ihn nannte — den wahren Namen habe ich vergessen) zu seiner L'hombre-Partie, weil er gerade einen so ruhigen und gelassenen Spieler nöthig hatte. Denn er selbst, sonst der edeldenkendste und räsonnabelste

Mann, war im Spiel so kriklich und heftig, daß nur wenige es bei ihm aushalten konten. Einmal verlor er, durch meine Kunst, ein Spiel, das er für unüberwindlich gehalten hatte. Das erhizte ihn so, daß er erboßt aufschrie: es ärgert mich nur, daß der verfluchte Lateiner mich immer überlistet: und warf die Karten dermaßen auf den Tisch, daß Karten und Leuchter zur Erde stürzten, und die ganze Assemblee alarmirt wurde. — Ich gewan dabei freilich immer Geld, denn ich spielte glüklich [illegible]t, aber meine Zeit war ein ungleich grösserer Gegenverlust! — Doch ist nie ein Spiel mir leidenschaftlich geworden.

Fünftes Kapitel.

Verfolgungen.

Fünf Monat hatte ich in Erfurt, ohne mir bekant gewordne Feinde, und folglich harmlos verlebt. Denn so weit ich in die verfloßne Zeit meines Le-

bens zurükdenken kan; so waren Feinde das einzige, was meinen Hang zur Fröhligkeit stören, und meine heitersten Stunden durch Augenblike des folternsten Schmerzes unterbrechen konte. Ueber alles andere eilte mein Nachdenken flüchtig hinweg, und es waren höchstens düstere (nie qualvolle) Viertelstunden, wo Sorgen der Nahrung in mir aufstiegen, oder wo der Anblik eines boshaften Aufsazzes in öffentlichen Blättern Kränkung meiner Ehre mich fühlen ließ.

Aber Feinde — welche in meinem Wirkungskreise sich hervorthaten, und heimliche Kabalen zu meinem Verderben schmiedeten, zumal wenn sie bei Hofe Eingang fanden, konten meine Ruhe wirklich erschüttern, und mich in gewissen Augenblikken, wo meine Phantasie von Vorstellungen fürchterlicher Möglichkeiten überfloß, und meine Unterliegung träumte, auf das entsezlichste martern.

Und durch solche Leiden fing die Vorsehung jezt wieder an, meine alzugroße Fröhligkeit zu mäßigen, und mir einen Pfahl ins Fleisch zu geben, der Uebermuth verhüten, und den überfließ-

senden Strohm der Lustigkeit in seine Ufer zurük-bringen mußte.

Ich hatte zu Michael kaum meine akademischen Vorlesungen angefangen, unter denen eine Anweisung zum theologischen Studium war, als schon die Wächter des Erfurthischen Zions, Gott weiß warum? Kezzereien argwöhnten und zu erkundschaften suchten. War's, daß sie mich als guten Kopf für unfähig zu einer ausnahmlosen Rechtglaubigkeit hielten, oder war's die Sucht, jeden Fremden, der an einem Orte Brod und Beifal sucht, zu verdrängen, oder war's die algemeine theologische Pest, welche in einem immerwährenden Durste nach Zänkerei besteht — genug, die Herren Theologen in Erfurt schikten, alsobald Spione in mein Auditorium, welche mir nachschreiben, und die Hefte an ein hochwürdiges Ministerum abliefern mußten.

Schon den vierten Tag hatte ich Nachricht davon, und bald ward es algemeines Stadtgespräch, daß das Ministerium den Professor Bahrdt beim Kurfürsten anklagen würde, daß er die jun-

gen Leute zu Irthümern verführe. Ich gerieth in ein desto grösseres Erstaunen darüber, je weniger ich mir auf der einen Seite einer Kezzerei bewußt war, da nach meines Vaters Dogmatik, nur hartnäkkige Läugnung und Bestreitung der Grundwahrheiten (art. fid. fundamentalium) Kezzerei hieß — und auf der andern Seite mir kein erdenklicher Grund in meinem bisherigen Betragen gegen die Herren Theologen zu liegen schien, der dieses tükkische Verfahren hätte erzeugen können.

Herr Riedel zwar machte mir Muth, und wezte das Schwerdt seiner Zunge gegen meine Feinde. Und auch Herr Genau schien über die theologische Befehdung zu Hohnlachen. Aber alle andere Leute sahen die Sache für ernsthaft an, und weissagten mir schon Inquisition und Absezzung.

In den Heften, welche von ein paar unwissenden und verrosteten Kandidaten mir waren nachgeschrieben worden, fand sich ein solches Gemisch von wahren, halbwahren, und ganz falschen Säzzen, die ich vorgetragen haben solte, daß es einem vernünftigen Manne hätte grauen mögen, daraus

ein statthaftes Urtheil über meine Rechtglaubigkeit zu fällen.

Eigentliche Dogmatik hatte ich auch nicht vorgetragen (denn theologische Kollegia durfte ich als philosophischer Professor nicht lesen) sondern es waren blos Urtheile, theils über den Werth und die Wichtigkeit einzelner Lehrsäzze, theils Aeuserungen über Bibel, symbolische Bücher u. d. So hatte ich z. B. gesagt, daß manche Theologen die Lehre von der Erbsünde übertrieben, und das natürliche Verderben des Menschen zu groß vorstellten — daß die Lehre von der Gemeinschaft der göttlichen Eigenschaften unter den beiden Naturen in Christo nicht zu den Grundwahrheiten der Religion gehöre — daß die symbolischen Bücher, wegen ihrer Weitläuftigkeit, und mancherlei Fehler, keine bequeme Norm des Glaubens zu seyn schienen ꝛc. Und diese wenigen und unbedeutenden Behauptungen hatten die Nachschreibenden so entstelt, und vornehmlich in so verhunzte Ausdrükke gekleidet; daß die Herren Schmitt und Vogel, als die beiden Hauptinquisitoren, reichen Stof zu haben meinten, mich als einen unbesonnenen und zu

gleich höchst gefährlichen Menschen zu schildern, und gegen meine Docentenrechte zu protestiren.

Die Vorstellung des Ministeriums gelangte endlich vor die Kurfürstliche Regierung, und es wurde beschlossen, mich darüber zu vernehmen. Aber dies war den Hochwürdigen Herren ungelegen. Denn sie sahen vorher, daß, wenn ich zu einer schriftlichen Vertheidigung gelassen würde, ich mich leicht aus der Schlinge ziehen, und ihren Wunsch, mich zu verdrängen, vereiteln würde. Sie griffen also den Richtern vor, und schikten ihre bei Kurfürstlicher Regierung eingereichte Kezzerklage an die theologischen Fakultäten nach Wittenberg und Göttingen, und verlangten Responsa, durch welche sie alle meine Ausflüchte zu Boden zu schlagen, und mich als einen schon Verurtheilten beim Kurfürsten aufzustellen hoften.

Jezt ward die Sache ernsthafter, und selbst Herr Genau gab zu erkennen, daß ihm dieser Streich Unruhe mache, weil er nicht wußte, wie der Kurfürst es aufnehmen würde, wenn ich von zwei Fakultäten verurtheilt werden solte. Kein

Wunder also, daß ich jezt manche Viertelstunde den Kopf in den Arm legte, und von Grillen geängstet wurde. Zwar verlor ich die Heiterkeit des Geistes bei meinem Studiren so wenig als meine gesellschaftlichen Freuden, aber beide wurden doch häufiger als sonst unterbrochen, und von nagendem Kummer gemindert.

Das Wittenberger Responsum kam zuerst an, und war in einem Tone geschrieben, wie es die schafsköpfigsten Orthodoxen nur schreiben konten. Es enthielt die fadesten Lobsprüche, welche der Wachsamkeit und dem gottseligen Eifer meiner Gegner gemacht wurden. Es billigte die ganze Klage in allen ihren Theilen, und unterstüzte dieselbe mit noch mehrern, ob schon recht himmelschreiend elenden Gründen. Es fälte endlich das Urtheil, daß ich für keinen rechtschafnen Lehrer der Kirche angesehn, und auf dem Katheder geduldet werden könte, so lange ich meine groben Irthümer nicht erkennen, und durch öffentlichen Wiederruf das gegebne Aergerniß aufheben würde.

Etwas glimpflicher, behutsamer und toleranter war das Responsum der Herren Göttinger. Es bekomplimentirte zwar ebenfals das Erfurthische Ministerium mit vieler Artigkeit, und misbilligte höchlich eine Menge der mir schuldgegebnen Aeuserungen: aber es entschuldigte doch auch einige meiner Behauptungen und erklärte mich für fähig, tolerirt zu werden. Uebrigens lief doch die Hauptsache auch hier darauf hinaus, daß man mich zur Rükkehr von meinen irrigen Gedanken ernstlich ermahnen und nicht zugeben solle, daß ich fernerhin die Jugend zu Irthümern verleitete.

So bald beide Responsa bei der Regierung übergeben waren, erschol das allgemeine Gerücht, daß meine Absezzung unvermeidlich sei. Der Pöbel betrachtete mich als einen Verworfnen. Meine Freunde bedaurten mich, und stießen ohnmächtige Schmähungen gegen die verfolgungssüchtigen Pfaffen aus. Und ich — ergab mich in mein Schiksal, und fühlte die ersten Regungen des Hasses gegen Priester und Priesterreligion, der in der Folge immer fester einwurzelte, und endlich

das unzerstörbare Triebwerk meines ganzen thätigen Lebens geworden ist.

Nach vieler Mühe bekam ich die beiden Responsa in meine Hände, und sezte eine weitläuftige Vertheidigung dagegen auf, bei welcher ich mir alle mögliche Gewalt anthun mußte, mich in den Schranken der Ernsthaftigkeit, der Gelassenheit und der Bescheidenheit zu halten. Und diese Schrift, durch Privatbriefe des Stadthalters und des Reg. Raths Genau, so wie durch einen günstigen Bericht der Erfurthschen Regierung unterstüzt, that die erwünschteste Wirkung. Es kam von Maynz die Resolution, daß die Klage unstathaft sey, und daß man meine Gegner zur Ruhe verweisen, mich aber zu mehrerer Behutsamkeit in meinen öffentlichen Vorträgen ermahnen, und zu fernerm Fleiße ermuntern solle.

Sechstes Kapitel.

Krieg.

Nun hatte ich auf einmal Muth meinen Gegnern den Krieg selbst anzukündigen, um mich für ein angstvolles halbes Jahr schadlos zu halten. Ich ließ eine heftige Schrift drukken, in welcher ich die beiden Responsa vornahm, ihre Blössen mit Hohngelächter aufdekte, und insonderheit die Albernheiten des Wittenberger, warhaftig ganz hirnlosen, Gewäsches ohne alle Schonung züchtigte.

Ich nahm in meiner Schrift den Ton des Wittenberger Responsum an, und sprach als ein Theologus, welcher über dasselbe, als über eine Privatschrift (und mehr war's auch nicht, da nicht meine rechtmäßigen Richter, sondern die Kläger das Gutachten eigenmächtig eingeholt hatten) seine Meinung pro autoritate sagt. Und nachdem ich die armselige Fakultät wie unwissende Knaben, und unbefugte Richter behandelt, und alle ihre Schnizzer gegen Logik, und Menschenverstand gerügt hatte, so parodirte ich ihr Urtheil, und erklärte die

sämtlichen Wittenberger Theologen für keine rechtschafnen Lehrer der Kirche, und für werth, vom Katheder relegirt zu werden, wofern sie nicht ihr albernes Responsum wiederrufen, und das gegebne Aergerniß aufheben würden. Die Göttinger ließ ich mit einem Wischer durch.

Dieser kühne Streich machte erstaunendes Aufsehn, und meinem Genau war bange, daß die Wittenberger nicht nur öffentlich antworten, sondern auch bei dem Kurfürsten mich injuriarum belangen würden. Aber zum Glükke hatte die Heftigkeit meiner Schrift in Dresden eine mir vortheilhafte Sensation gemacht. Der erleuchtete Oberkonsistorialpräsident v. Globig, ein Mann, der ganz eigentlich für die Sächsischen Universitäten das war, was der große Münchhausen für Göttingen gewesen ist, fühlte die Schmach seiner Wittenberger so innig, und verabscheute so sehr einen fortgesezten Krieg mit einem so frechen und wilden Gegner, wie ich war, daß er augenbliklich einen vom Kurfürsten unterzeichneten Befehl an die Fakultät bewirkte, in welchem ihr das von keinen rechtmäßigen Richtern verlangte, und so seicht und

intolerant gerathene Responsum verwiesen, und schlechterdings verboten wurde, das Skandal zu vergrößern, und sich in weitere Streitigkeiten mit mir einzulassen.

So mußten die Wittenberger schweigen, ihren Produkt auf sich sitzen lassen, und noch froh seyn, daß ich nicht selbst die Fehde erneuerte, sondern ihre Schande in Vergessenheit kommen ließ. Und so verloren auch meine Feinde in Erfurt alle Hofnung, ihren Muth an mir zu kühlen, und meinen Fall zu bewürken.

Gerne hätten indeß die Herren Ministerialen ihre Rache an mir durch Schriften ausgelassen, wenn ihnen nur die Natur so viel Kräfte verliehn gehabt hätte, als sie von der Gnade vergeblich sich erflehten. Aber ihre Köpfe waren zu strohern, und ihre Hände zu ungeübt, um die Feder gegen mich führen zu können. Der einzige Professor Vogel, hatte einige Quentlein Wiz erhalten, die er für Pfunde ansah, und wagte es, da im folgenden halben Jahre mein biblisches System erschien, gegen mich zu schreiben.

Aber ich — ermannte mich nun desto mehr, und began sogleich eine periodische Schrift, welche einen theologischen Briefwechsel zur Beförderung liberaler Erkentnisse enthalten solte. Ich lud dazu die angesehnsten Theologen ein, erhielt aber so wenig Theilnehmer, daß nur das erste Stük erschien, und das ganze Projekt, davon ich mir grossen Ruhm und Geld-Gewinn versprochen hatte, in Stekken gerieth.

Mislungene Unternehmungen haben mich nie abgeschrekt, sondern vielmehr immer zu Erfindung neuer Anschläge ermuntert. Ich bekam jezt den Einfal, meine in Leipzig verfertigten lauten Wünsche des stummen Patrioten drukken zu lassen, wo ich die ganze Theologie wegen schlechter Beweise angeklagt hatte. Denn meine Seele glühte jezt von dem Vorsazze, nun gegen die Theologie ordentlich zu Felde zu ziehen, und ihre Blössen aufzudekken: nicht als ob ich an einer einzigen sogenanten Grundwahrheit des Systems gezweifelt hätte, sondern weil ich nun einmal durch die Intoleranz der Theologen erbittert war, und mir es zur Freude machte, ihre Schwäche zu offenbaren, und sie meine schwere Hand fühlen zu lassen.

Ich glaube gewiß, daß ich lebenslang der Orthodoxie treu geblieben seyn, und meine Talente blos darauf verwendet haben würde, das morsche Lehrgebäude haltbarer zu machen, und mit philologischer Weisheit zu übertünchen, wenn ich nicht so viel Feindseligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. Blos dies, daß ich in Leipzig schon die Wirkungen des Neides über meinen Applaus empfinden mußte, und hernach in Erfurt, durch Kabale und Intoleranz, so gemartert und geängstet worden war, flößte mir eine Art von Widerwillen gegen die Orthodoxen ein, und machte den Gedanken schon keimen (ob ich gleich ihn damals nie deutlich gedacht habe) daß die positive Religion verfolgungssüchtig mache, und schärfere Prüfung verdiene. Hätte man mich in Ruhe gelassen, und nicht durch stätes Hezzen und Verläumden mich genöthiget, so lange ohne Pension zu leben, und, bei dem Gefühle meines Werths, und meiner Talente, die armseligsten Ignoranten in fetten Pfründen zu sehen, indeß ich mit Armuth und Sorgen kämpfen mußte; so wäre ich vielleicht nie der Gegner der positiven Religion geworden, der ich ward und — bin. Denn ich glaubte mein System da-

mals gewiß von ganzem Herzen, und hätte für die Hauptlehren desselben mein Leben gelassen. Ja, es war, wie ich schon oben gesagt habe, mein ganzes Studium darauf gerichtet, die Lehrsäzze meines Lutherthums durch Sprachkentnisse haltbarer zu machen.

Aber die Vorsehung wolte einmal einen Bestürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäische Menschheit durch so viel Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich mußte unaufhörlich von Kezzermachern gereizt, und von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen ganz aufgiengen, und die Zerstöhrung der Quelle aller Verfolgungssucht — ich meine die positive Religion — der bleibende Zwek meines Lebens wurde.

Meine lauten Wünsche würden mir damals eben keine sonderlichen Fehden zugezogen, und eben so wenig Aufsehen im Publikum erregt haben, wenn ich nicht, wider mein eignes Vermuthen und Erwarten, durch eine Vignette Lärmen erregt hätte.

Ich wolte gern dem Professor Schmitt eine kleine Beinschelle anhängen, der mir durch seinen mit der größten Unwissenheit verbundnen Stolz so zuwider war, und ließ daher ein Kupfer stechen, auf welchem man einen Pfaffen sahe, vor welchem ein Haufen Volks auf den Knien lag, und das Maul aufsperrte, um seinen für Weisheit gehaltenen Unsinn recht einzunehmen. Das solte den Hrn. Schmitt, und seine für ihn sehr eingenommene Gemeine vorstellen. Da ich mich nun nicht getraute, ihn in der Priesterkrause stehen zu lassen, und daher der Figur eine Bischofsmüzze gab, so ersezte ich diese Unkentlichkeit dadurch, daß ich unter seinem Lehrstuhle das Citatum stehen ließ, 2 Tim. 4, 18. in Hofnung, daß man diese Stelle nachschlagen, und da die Worte lesen, und gehörig anwenden würde: Alexander der Schmidt, hat mir viel böses gethan: Gott vergelte ihm nach seinen Werken.

Aber siehe, meine Hofnung hatte mich getäuscht. Es war gerade die Zeit, wo die Erfurter Bufbohnen reiften, denen man eine nachtheilige Wirkung auf die Seele zuschreibt. Das ärf=

sche Publikum war so stupid, die angeführte Stelle Pauli zu übersehen, sich auf meinen Krieg mit dem Pastor primarius Schmitt, nicht zu besinnen, und — den Mann mit der Bischofsmüzze für den Kurfürsten von Maynz anzusehen, den ich in meinem Leben nicht hätte beleidigen wollen, den ich vielmehr als einen Freund der Aufklärung von ganzer Seele liebte.

Was geschah? Lutherische Priester, und katholische Mönche murmelten einander ins Ohr, man müsse den gottlosen Bahrdt belangen, daß er Se. kurfürstlichen Gnaden pasquillisirt habe. Die Klage wurde eingegeben.

Man denke sich mein Schrekken. Ich war in einem Falle, wo ich mich ohne alle Rettung selbst angeben, und eines Pasquils geständig seyn müßte. Denn ich konte die Klage, daß ich den Kurfürsten affrontirt habe, nicht anders ablehnen, als daß ich bekante, der Professor Schmitt sei gemeint, und durch die Worte Pauli von mir kentlich gemacht worden.

Ich wurde vor die Regierung gefodert. Zu meinem Glükke waren die Regierungsräthe Genau und Streker, beide meine Freunde, diesmal meine Inquisitoren. Ich that mein Bekentniß und die Kommissarien beschlossen, um mich in keinen Proces mit dem Professor Schmitt zu verwikkeln, den Klägern meine Aussagen nicht zu kommuniciren, sondern sie unmittelbar an den Kurfürsten einzuschikken, mit dem Bericht, daß, da man zur Gnüge sehe, daß ich meinen Landesherrn zu beleidigen nie gemeint gewesen sei, man die Protokolle an Kurfürstliche Gnaden habe einsenden wollen, um nicht den kleinen Muthwillen, zu dem die Schmittsche Intoleranz mich verleitet hätte, zu gerichtlichen Weitläuftigkeiten gedeihen zu lassen. Der Kurfürst approbirte dieses Verfahren, und so kam ich mit einem blauen Auge davon. Es kostete mich ohngefähr dreißig Gulden Untersuchungskosten, die ich, als zum Theil Schuldiger, bezahlen mußte.

Siebentes Kapitel.

Biblisches System der Dogmatik.

Die Vignette fing jezt almälig an, in Erfurt ihre richtige Deutung zu finden, und ich freute mich, daß der stolze Alexander sie dulden mußte. Aber mein gefaßter Widerwille gegen die Theologen konte durch die Demüthigung eines solchen Individuums nicht befriedigt werden. Ich faßte den kühnen Entschluß, eine neue Dogmatik zu schreiben, und alle alten Dogmatiken verwerflich zu machen. Das war denn mein biblisches System der Dogmatik, welches damals so viel Aufsehn machte, daß es meine Reputation als Gelehrter begründete, und mich unter die Klasse der verschrienen Theologen versezte, ob es gleich im Grunde noch so orthodox war, daß es der Pastor Göze in Hamburg mit gutem Gewissen hätte unterschreiben können.

In der Einleitung handelte ich von den Quellen der theologischen Erkentniß der heil. Schrift, der symbolischen Bücher, der Kompendien u. d.

und zeigte die Mängel derselben mit Freimüthigkeit an. Ich klagte z. B. über die Unbrauchbarkeit der lutherischen Uebersezzung, weil sie durch die Orientalismen unverständlich würde, u. s. w. Bei den Kompendien und Systemen rügte ich die schwerfällige Form, die Menge, Unverständlichkeit und Unnüzlichkeit ihrer Terminologie u. s. w. In den symbolischen Büchern fand ich fehlerhafte Weitläuftigkeit, Vermengung der Hauptlehren mit den Nebenlehren, unrichtige Begriffe, falsche Bibelauslegung u. d. m.

Nach dieser Einleitung kündigte ich denn ein System der Dogmatik an, welches rein biblisch seyn solte, ohne mich darum zu bekümmern, ob es auch rein vernünftig ausfallen würde. Und doch ward das rein biblische System nichts weiter, als ein System, wie meine subjektive Vernunft es sich aus dem alten Systeme herausgezogen, und gemodelt hatte. Denn wirklich hatte ich so die Bibel noch nicht durchstudirt, und auch wirklich so noch nicht verstanden, wie es hätte seyn müssen, wenn ich ihr Lehrgebäude hätte ausziehen wollen.

In meiner Seele lag das alte theologische System ex praejudicio als wahr, und ausgemacht zum Grunde. Und ich hielt es damals noch für unmöglich, daß das Ganze falsch seyn solte. Ich glaubte an die Authenticität der göttlichen Offenbarung, und hielt die Lehren der Kirche alle für eben so göttliche Wahrheiten, als ich gewiß war, daß sie durch die Offenbarung bestätiget würden. Was ich also zu verbessern gedachte, waren blos Nebenbestimmungen einiger Lehrsäzze. Diese solten in der That vernunftmäßiger werden, nur daß ich mich selbst täuschte, und mich überredete sie biblischer gemacht zu haben.

Denn das geht in der Welt so. Die Menschen finden das allemal in der Bibel, was ihre Vernunft, für war erkannt hatte. Denn natürlich wird keiner in der Bibel etwas unvernünftiges, d. h. seiner Vernunft widersinnisch scheinendes finden. Es wird folglich jeder die Bibel vernünftig erklären, d. h. er wird in jeder Stelle einen solchen Sinn gewahr werden oder, sie so erklären, wie es vernünftig d. h. seiner Vernunft folglich den von seiner Vernunft für wahr gehaltenen Lehrsäzzen der Religion gemäß ist.

Meine Vernunft hatte nun damals noch wenig in meiner Dogmatik geleistet. Sie war noch nicht in ihr Inneres eingedrungen. Sie war, von der heiligen Ehrfurcht gegen die Göttlichkeit des Ganzen verscheucht, nur auf der Oberfläche hingegleitet, und hatte blos die Aussenseiten zu mustern, und zu reinigen sich erdreistet.

So hatte ich z. B. in der Lehre von der Erbsünde entdekt, daß der gewöhnliche Begrif derselben zu übertrieben sey. Ich hatte durch vernünftiges Denken gefunden, daß es rasend sey, Gott für den Schöpfer des Menschen zu halten, und doch dabei dem Menschen eine angeborne Feindschaft gegen Gott, und habituelle Neigung zu allem Bösen zuzuschreiben. Folglich hatte ich auch hinterher gefunden, daß dieser übertriebene Begrif in der Bibel nicht gelehret werde. Aber das hatte ich noch immer nicht gemerkt, daß in der Bibel nirgends von einer Erbsünde gelehret werde. Die Lehre, sezte ich als wahr voraus, hielt ein angebornes Verderben des Menschen für Schriftwarheit, leitete es noch immer vom Sündenfalle her u. d. m. Nur den Begrif milderte

meine Vernunft, und so gemildert entdekte ihn mein Auge auch natürlich in der Bibel. Und so beredete ich mich, die reinbiblische Lehre von der Erbsünde gefunden zu haben.

Eben so ging mirs mit der Dreieinigkeits-Lehre. Es fiel mir nicht ein, und ich würde mich selbst verabscheut haben, wenn mir es eingefallen wäre, an dem Dogma zu zweifeln, und es nicht für biblisch zu halten. Das saß so fest in meiner Seele, daß in Gott drei seyn müßten, daß ich es noch als Katechet in Leipzig für einen hinreichenden Einwurf gegen die von Herrn Zollikofer mir einstmal mitgetheilten Gründe wider die Persönlichkeit des heiligen Geistes hielt, daß ich ihm entgegnete: „Das kan doch nicht seyn, denn sonst „hätten wir ja keine Trinität mehr, sondern eine „Binität!" wobei der gute Zollikofer mitleidig die Achseln zukte, und erwiederte: ei nu, müssen wir denn eine Trinität haben?

Meine liebe Vernunft hatte also blos angefangen, die Verhältnisse ein wenig zu benagen, in welchen die drei Personen in Gott mit einander stehen

solten. Denn das war ihr doch zu kraß vorgekommen, daß es drei wirkliche, von einander (nicht blos idealisch) unterschiedene Personen seyn, und doch nur ein einfacher Gott seyn solte. Sie hatte die Formeln des schafsköpfigen Athanasius nicht ertragen, und sich so willkührlich und sinnlos vorsagen lassen mögen: „Der Vater ist almächtig, „der Sohn ist almächtig, der heilige Geist ist al„mächtig: und sind doch nicht drei almächtige, „sondern es ist ein Almächtiger." Sie hatte also herumgedacht, wie die von ihr noch für unleugbar gehaltene Gottheit Christi mit der Schrift zu behaupten, aber doch begreiflicher zu erklären sey. Und sie war auf die Gedanken des heiligen Sabellius gerathen, und hatte gefunden, daß sich das noch am besten hören liesse, wenn man sagte, die wesentliche Weisheit Gottes sey in dem Menschen Christo gewesen, und habe in und durch ihn das Erlösungswerk vollendet. Und was war natürlicher, als daß sie diese ihr einleuchtende Vorstellungsart auch den Aussprüchen der Schrift gemäß hielt, und sie für rein biblisch erkannte? — Indessen verstekte ich mich doch dabei so gut ich konte, um meinen Sabellianismus nicht alzu merklich zu

machen. Ich gebrauchte die gewöhnlichen Ausdrükke so, daß ich mich bei einer Klage noch allenfals herausreden, und meinen Glauben an drei Personen in einem Gott behaupten konte.

So mußte ich auch allerlei Wendungen gebrauchen, in der Lehre von den Gnadenwirkungen, um meine auf die Seite der Pelagianer hinkende Vernunft unsichtbar zu machen, und mir es nicht zu sehr merken zu lassen, daß ich das Vermögen des Menschen, welches ich ihm bei seiner Bekehrung zuschrieb, für rein biblische Wahrheit hielt: um nicht öffentlich verkezzert zu werden.

In der Lehre vom Glauben dachte ich auch etwas vernünftiger als sonst. Ich hielt zwar fest an der Ergreifung und Zueignung des Verdienstes Christi, aber ich war doch so gefühlvoll für Tugend und Rechtschaffenheit, daß ich den Eifer in guten Werken oder die thätige Befolgung der Lehre Jesu mit zum Wesen des Glaubens rechnete, und mich auf die Stelle der symbolischen Bücher stüzte, wo es heißt: fides est obedientia erga Evangelium. Und nach diesem mir selbst gemachten Begriffe er-

erklärte ich mein neues Testament, und hielt also meine Definition vom Glauben für rein biblisch.

Aber meine größte und wichtigste biblische Wahrheit, die ich gefunden zu haben glaubte, und auf die ich mir so viel zu gute that, als kein König auf seine Krone, hatte die Lehre von der Erlösung und Versöhnung der Menschen mit Gott zum Gegenstande.

Noch in meinem Leben war mirs nicht eingekommen, die Versöhnungstheorie der christlichen Kirche zu bezweifeln, und mit den algemeinen Grundsäzzen der Vernunft oder mit den Aussprüchen der Schrift zu vergleichen, und sie darnach zu prüfen. Und auch jezt fiel mir es nicht ein. Ich sezte als unumstößlich voraus, Gott habe seinen Sohn vom Himmel gesandt, um, durch ein Sühnopfer von unendlichem Werth, die Menschen von der Sünden-Schuld und Strafe dergestalt zu erlösen, daß er allen, welche dieses Opfer sich gläubig zueignen würden, dasselbe eben so zurechnen wolle, als ob sie es selbst geleistet d. h. alle Strafen ihrer Sünden in Zeit und Ewigkeit gebüßt hät-

ten; daß also nun keinem Gläubigen seine Sünden imputirt, sondern um jenes Opfers willen vergeben würden. Das glaubte ich fest.

Nie kam mir die Frage in den Sinn: ob denn auch wol ein Gott sich selbst aufopfern, und die Menschen mit sich selbst versöhnen könne? — ob denn wol ein unendlich liebender Gott, der unveränderlich liebt, der also nie aufhören, und also auch nie wieder anfangen kan zu lieben, je böse werden, und eines Mittels bedürfen könne, wieder gut zu werden? — ob denn wol die Bestrafung eines Unschuldigen, selbst wenn der Unschuldige sie freiwillig übernahm, Gott anständig sei? — ob denn diese Imputation des Verdienstes Christi mit den Zwekken Gottes sich reime: erstlich mit dem Zwekke der göttlichen Strafen, und dann mit dem Zwekke der göttlichen Gesezze? wenn nämlich Gott mit denen dem Menschen gedrohten Strafen ihre Besserung beabsichte, wie er doch dieselben erlassen und eine fremde Strafduldung mir anrechnen könne, durch die ich ja nicht gebessert werde? und wenn Gott mit seinen Gesezzen die Absicht hat, daß ich durch Befolgung derselben ein

zufriedner und glüklicher Mensch werden sol, wie er mir eine fremde Tugend anrechnen könne, da doch nur meine eigne Tugend mich zufrieden, und glüklich machen kan? — ob es denn wol mit der Erfahrung stimme, daß Christus alle Strafen aller Sünden aufgehoben hat, oder ob nicht vielmehr, nach der Erfahrung, alle Strafen d. h. von Gott veranstalteten Folgen der Sünde, auch den Gläubigen noch treffen, und ihm, troz seiner Ergreifung des Verdiensts Christi, seine Thorheit fühlen lassen? — Diese eigentlich wichtigen Fragen kamen mir nie in den Sinn, und zwar darum, weil ich das Dogma selbst nie zu bezweifeln, und einer Prüfung zu unterwerfen mich erkühnte.

Aber die Frage sezte meinen Geist in Thätigkeit, welche blos die Nebensache betraf: was denn Gott wol bewogen haben müsse, die Menschheit mit einem solchen Aufwande von Wundern, und wunderbaren Begebenheiten zu erlösen? Bei dieses Räthsels Lösung gedachte ich den theologischen Lorber verdienen zu können, und zugleich alle meine Vorgänger zu beschämen.

Ich räsonnirte so bei mir selbst. Es ist ausgemacht, daß die Schrift uns Christum als den Versöhner der Menschen mit Gott dargestelt, es fehlt aber unsern Theologen allen an dem richtigen Gesichtspunkte, aus welchem diese erhabne Lehre betrachtet werden muß, wenn sie dem Spotte und dem Zweifel der Freigeister nicht mehr ausgesezt seyn sol. Ohnstreitig irren die am gröblichsten, welche Gründe der absoluten Nothwendigkeit dieses Erlösungswerks aufsuchen. Es fält in die Augen, daß Gott frei handelt, daß er also auch den Rathschluß von der Erlösung der Menschen frei gefaßt haben muß. Hat er ihn nun frei gefaßt, was hat ihn dazu bewogen? Warum wählte er ein so großes und vielumfassendes Mittel? Warum machte er erst vier tausend Jahre lang Anstalten dazu, und ließ den Erlöser erst durch Propheten ankündigen, und durch Typen vorbilden? Warum schikte er seinen Sohn nicht gleich, da die Menschen gefallen waren, und eines Erlösers bedurften? — Warum fand er, ferner, ein so kostbares Lösegeld nöthig? Was bewog ihn, seinen eignen Sohn vom Himmel zu senden, ihn in eine menschliche Natur einzukleiden, ihn so viele Jahre lang

verlachen, verspotten, mishandeln, und endlich prügeln, und hängen zu lassen? Konte oder durfte denn Gott die Sünde nicht frei vergeben, und die Strafe eben so gut erlassen, wie ein Landesherr sie zuweilen erläßt, ohne daß ein anderer sie für den Verbrecher aussteht? — Endlich, wenn der Sündenfal das Werk der Erlösung nöthig gemacht hat, warum ließ er ihn zu, da es doch seiner Almacht ein leichtes war, ihn zu verhindern? —

Diese Fragen beschäftigten mich jezt, und ich sann Tag und Nacht darauf, wie ich sie lösen möchte. Was die Theologen vor mir darüber gesagt hatten, wolte mir nicht gefallen, und war mir auch nur zum kleinsten Theile bekannt. Denn ich wußte davon nicht mehr als was meines Vaters Hefte enthielten. Theologische Litteratur war mir fremd.

Eines Abends entschlief ich über diesen Gedanken, und sezte träumend (wie ich das schon gewohnt war — besonders des Sonnabends, wo ich gewöhnlich die ganze Nacht hindurch predigte, was ich den Sonntag zu predigen hatte) meine

Betrachtungen fort. Und siehe, im Traume kam mir aus meines Vaters System die gloria Dei, als der finis ultimus aller göttlichen Handlungen vor, und mit ihm der gewöhnliche Begrif, nach welchem die Ehre Gottes in der Summe seiner Volkommenheiten besteht: damit associirten sich einige biblische Sprüche: darinnen preißt Gott seine Liebe an uns, daß er ꝛc. Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen ꝛc. Er hat uns kund gethan den Reichthum seiner Erbarmung ꝛc. Und bei dieser Ideenverbindung kam mir auf einmal der Gedanke ein, daß Gott die Absicht gehabt haben müsse, seine erbarmende Liebe auf eine recht feierliche und einleuchtende Weise den vernünftigen Bewohnern des Weltalls zu offenbaren. Ich freute mich dieses Einfals so sehr, daß ich darüber erwachte, mir Licht anschlug und ihn zu Papiere brachte.

Des Morgens da ich aufstund, war mirs nicht anders, als ob Gott mich einer besondern Erleuchtung gewürdiget hätte. Ich dankte ihm mit kindlicher Einfalt in meinem Gebete, und sezte mich, die neue Idee zu verarbeiten, und mein

ganzes System darauf zu erbauen: gerade so froh und entzükt über die neue Entdekkung, wie mein Vater gewesen seyn mag, da ihm die Hypothese zu seinem Hiob aufgestoßen war.

Meinen Einfal erst zu prüfen, fiel mir nicht ein. Mein lebhafter Geist blikte durchs ganze System hin, und fand überal Harmonie, überal die schönste Zusammenstimmung, überal die leichteste Zweifellösung, bei meiner Hypothese. Und meine Phantasie erinnerte mich an die Merkwürdigkeit, daß sie mir im Traume aufgestoßen war. Kurz, es war mir nichts in der ganzen menschlichen Erkentniß so gewiß, als daß ich hier den rechten Gesichtspunkt erhascht, und den großen Gedanken gefunden hätte, der alle obige Fragen beantworten helfe, welche zu lösen, die Theologen bisher vergeblich sich bemüht hatten.

Ich bildete nun meine Hypothese so aus. Gott hätte allerdings anders verfahren, und die Bewohner des Erdbals auf vielen andern Wegen zur Glükseligkeit führen können. Er hätte den Sündenfall verhüten, er hätte die Sünde ohne

Opfer vergeben können. Aber — so wie Gott das Weltall, und alle die vielen tausend Welten mit ihren Bewohnern, die sich am Firmament wälzen, überhaupt um seiner Ehre willen schuf d. h. um seine herlichen Eigenschaften und Volkommenheiten zu offenbaren; so schuf er jede Welt oder jede Klasse von Welten, wiederum mit der besondern Absicht, eine seiner Eigenschaften und Volkommenheiten besonders zu offenbaren. Wenn er also in gewissen Welten seine Almacht, in andern seine Weisheit, in einer dritten Klasse seine Gerechtigkeit u. s. w. besonders offenbahrt, und bei der Einrichtung dieser Welten, und des Schiksals ihrer Bewohner, zu seinem speciellen Zwekke gemacht hat; so hat er in der Welt, die wir bewohnen, die Offenbahrung seiner erbarmenden Liebe zu seinem speciellen Zwekke gemacht. Denn ob schon seine Liebe, so wie die übrigen Volkommenheiten Gottes überal, und aus allen Geschöpfen, und deren Einrichtung erkenbar ist, so ist doch seine erbarmende Liebe nirgends so sichtbar und anschauend, als in dieser Welt und in der Einrichtung der Schiksale ihrer vernünftigen Bewohner. — Erbarmende Liebe, welch ein er-

habner Gedanke! — Liebe, die für die elendesten, unwürdigsten, tiefgesunkendsten Geschöpfe entbrent, und sie aus ewigem Elende wunderbar rettet! Wie konte diese erbarmende Liebe sichtbarer werden, als sie bei den Menschen unter dem Monde geworden ist? — Nun ist alles Licht, wo sonst Finsterniß war. Nun sehe ich, warum Gott den Sündenfal zugab, und das ganze menschliche Geschlecht in ein so tiefes, schrekliches und ewiges Verderben versinken ließ. Nun sehe ich, warum er seinen eignen Sohn herabsandte, und mit diesem Opfer ihre Sündenschulden bezahlen ließ. Nun sehe ich, warum er das so feierlich machte, und erst viertausend Jahre lang vorher verkündigen ließ. Nun sehe ich, warum Gott für die Erlösung, und Begnadigung der Menschen so viel Aufwand gemacht, und ein so weitgreifendes Mittel gewählt hat. Er hatte unsere Erde in der speciellen Absicht geschaffen, um unter den Menschen seine erbarmende Liebe zu offenbaren: um sie zu einem ewigen Monument seiner erbarmenden Liebe gegen gefallene Sünder zu machen: um unter allen Engeln und Geistern sich von dieser Seite besonders zu verherlichen. — Das, das ihr blin=

den Theologen, dachte ich bei mir selbst, ist der wahre Gesichtspunkt, aus welchem man die Anstalten Gottes zur Erlösung der Menschen betrachten muß, den ihr alle bisher nicht bemerkt hattet, und den Gott mich würdigt, euch bekant zu machen.

Unbeschreiblich war meine Freude, da ich diese Ideenreihe so vor mir sahe. Kein Künstler kan seines Meisterstüks so sich freun. Kein Verliebter kan über das lang gesuchte Jawort seiner Braut so entzükt seyn. — Ich eilte, mit Frohlokken meinem Vater den großen Gedanken mitzutheilen, und empfing mit neuer Wonne seinen Beifall.

Achtes Kapitel.

Partheinehmung und Schriftstellerei.

Ich erwartete nun nichts gewisser, als daß alle Welt die neue Hypothese anstaunen, und jede Zeitung von ihrem Lob vol seyn würde. Aber ich betrog mich. Alle Welt schrie über meine Neu-

rungssucht, über meine frechen Urtheile, die ich von den Systemen, symbolischen Büchern, und Luthers Uebersezzung gefält hatte, über meine unreifen und doch so dreistbehaupteten Verbesserungen theologischer Begriffe: und kein Mensch machte mir ein Kompliment über meine erbarmende Liebe.

Das war mir eben so unbegreiflich als kränkend. Denn ich hatte damals noch ganz honorable Begriffe von der Einsicht und Ehrlichkeit der Journalisten und Zeitungsschreiber, und mußte es also für ein unauflösliches Räthsel halten, daß mein Lob so wenig erschallen wolte. Aber es ging sehr natürlich zu. Ich war ein junger Mann, und empörte mein Publikum schon durch den dreisten Ton, den ich angestimmt hatte. Und wie schon mit meiner Jugend dieser Ton sich nicht vertrug, so ward er durch das Andenken der Leipziger Geschichte noch unleidlicher. Wenn man nun bei diesem Umstande erwägt, daß ich doch wirklich schon in der Dreieinigkeitslehre sabellianerte, in der Gnade pelagisirte, und so in verschiednen Dogmen den keimenden Kezzer blikken ließ; so war es gar kein Wunder, daß damals, wo noch die Ortho-

doxie einen gewissen Respekt in Deutschland hatte, und man ihr nur mit vieler Demuth und Ehrerbietigkeit seine Zweifel vorlegen durfte, wenn man nicht im Lande für infam gehalten seyn wolte, daß, sage ich, damals meine wenigen Abweichungen vom herschenden Lehrbegrif, in deren freimüthigen Darlegung ich Herrn Teller zum einzigen Vorgänger hatte, so übel aufgenommen, und ich möchte sagen, angeschnauzt wurden, daß man darüber alles wirkliche Gute, und Lobenswürdige meines biblischen Systems übersahe, und alle erwarteten Komplimente aussen blieben.

In der That hatte dieser mein erster Versuch manche gute Seite, welche Lob verdiente. Ich erschien schon damals in einem ziemlich korrekten, lichtvollen und kornigten deutschen Ausdrukke. Ich hatte die Dogmen von ihrer schwerfälligen Terminologie befreit. Und wo ich nicht aus Vorurtheil fest geglaubte Ideen vortrug, sondern selbst gedachte Urtheile darlegte, da war mancher sehr wahre, gründliche und Geisteskraft zeigende Gedanke mit untermengt, welcher den Leser interessiren konte. Aber das Schiksal wolte es einmal, daß

ich für dieses Gute keine Aufmunterung erhalten, sondern durch blosse Verurtheilungen meine Freimüthigkeit erbittert, und zu desto stärkern Angriffen auf die liebe Theologie dadurch angereizt werden solte.

Ich bekam an den obgedachten Prof. Vogel, in Erfurt meinen ersten öffentlichen Gegner. Er schrieb einige Bogen gegen mein System unter dem Namen Gentsch, in welchen er sich als einen alten Gärtner aufführte, welcher die geilen und unreifen Ausschößlinge meines Werks beschneiden wolte. Dieser Ausfall machte wenig Eindruk auf mich, weil das, was der Mann sagte, seicht und für jeden Leser unbefriedigend war. Daher fand ich es unter meiner Würde, ihm unter meinem Namen zu antworten. Ich sezte daher eine Antwort an den Gentsch auf, welche ziemlich derbe, aber auch dabei ziemlich gründliche Abfertigungen enthielt, und gab sie unter dem Namen des M. Avenarius heraus, der damals mein Famulus war, wie man das nannte, was die hallischen Professoren Fiskal zu nennen pflegen. Die Untersezzung dieses Namens solte für meinen stolzen

Gegner eine Demüthigung seyn, weil mein Magister für einen kompleten Schafskopf galt.

Aber weit mehr Revolution brachten einige Berliner Briefe in meiner Seele hervor. Herr O. K. R. . . . . unter andern schrieb mir, daß man gar nicht mit meinem Buche zufrieden sey. Man sehe den hellen Kopf durchleuchten, und finde doch gleichwol so viel alberne Orthodoxien noch in dem Systeme, welche mit wahrer Aufklärung gar nicht bestehen könten. Ich hätte mir mit dieser hinkenden Methode Schaden gethan. Denn die Orthodoxen würden mir feind werden, weil ich einige Lehrsäzze freimüthig behandelt hätte. Und die Gegenparthei würde mich auch nicht gros achten, weil ich noch so viel Albernheiten des Systems beibehalten hätte. Und so hätte ich jezt beide Partheien verloren. Ich hätte lieber gerade heraus gehen, und einen Irthum wie den andern behandeln sollen.

Diese Aeuserungen fuhren mir tief ins Herz. Sie belehrten mich, daß man mich für Aufgeklärter hielt, als ich war. Ich sahe, daß man es blos

der Furchtsamkeit zuschrieb, daß ich nicht ärger gekezzert hatte. Das erschütterte mich. Wie, dachte ich bei mir selbst, giebt es wirklich noch Irthümer im System, die du übersehen hast?

Nun ward mein Ehrgeiz rege. Die Parthei der Aufgeklärten war es, die ich auf meiner Seite zu haben wünschte. Und so bekam meine Seele einen neuen Stoß, der sie auf den Weg der Untersuchung leitete. Ich wußte zwar nicht, wo ich beginnen und was ich prüfen solte. Denn, bei Gott, ich war noch von ganzer Seele dem Glauben meines Vaters ergeben. Es war nichts weniger als Furcht oder Heuchelei, daß ich nicht freimüthiger geschrieben hatte. Ich war wirklich nicht einsichtsvoller, als ich in meinem System erschien. Aber jezt ward es Entschluß, es zu werden. Jezt erst fieng ich an, zu glauben, daß unter den Dogmen selbst Irthümer seyn müßten. Jezt erst ward vorsezliches Aufsuchen der Blössen der positiven Religion, das Triebwerk meines Studiums.

Aber in Erfurt kam ich nicht viel weiter. Meine leidige Philologie nebst der zur Lebsucht

nothwendigen Schriftstellerei distrahirte mich zu sehr. Ich bearbeitete eine neue Ausgabe der Hexapla des Origenes, welche ich für eine sehr wichtige Quelle des exegetischen Studiums ansah. Und da die Ausgabe des Montfaukon in zwei Foliobänden für die meisten zu kostbar war; so übernahm ich es, die ganze Hexapla nebst vielen neuen Fragmenten dieser alten Uebersezzungen, die ich theils selbst auf dem Rande eines Leipziger Manuscripts der LXX gefunden hatte, theils von Andern, und insonderheit von Hubigant waren entdekt worden, zu ediren. Ich vollendete diese Ausgabe mit vielem Fleiße, und Akkuratesse. Sie erschien im Verlage des Herrn Donatius in Lübek als ein mässiger Oktavband von 40 Bogen, und trug mir — leider nicht mehr als 80 Thaler Honorarium ein. Das war der Lohn für ein ganzes Jahr Arbeit.

Bald darauf trug mir mein Vater an, die von Büscheln in Leipzig gedrukten Predigtauszüge über die Moral, in ein System zu bringen, sie ihrer Form zu entkleiden, und in ein zusammenhängendes Lehrgebäude umzubilden. So entstund mein

Moral-

Moralsystem, welches Heinsius in Eisenach, so wie das biblische System der Dogmatik verlegte, und für beides mir wenig versprach, und noch weniger bezahlte. Ich dedicirte die Moral dem Kursächsischen Staatsminister von Wurm, welcher damals die fromme, und andächtige Parthei in Dresden protegirte, und ein Freund von Konventikuln und — hübschen Mädchen war.

Es war der gewöhnliche Schlendrian. Ich handelte im ersten Theile von der innerlichen Anrichtung des wahren Christenthums durch Busse, Glaube und Heiligung oder Anzündung eines wahren Tugendeifers durch die Gnade — und im zweiten Theile erklärte ich die Erweisungen, und Ausbrüche der christlichen Gesinnungen durch eine thätige Liebe gegen Gott, gegen den Nächsten, und gegen uns selbst. — Indessen ward doch auch hier schon mancher gesunde Gedanke mit eingestreut, mancher moralische Begrif richtiger und lichtvoller als gewöhnlich entwikkelt, und manche Pflicht durch bessere und reichhaltigere Bewegründe unterstüzt. — Das Publikum nahm diese Moral mit Beifall auf. — Jezt hat mir sie ein

Eisenacher Buchhändler so wie das biblische System nachgedrukt, ohne mir einen Heller dafür zu bezahlen. — Daß wir noch keinen Galgen für die Nachdrukker haben, ist der unwidersprechlichste Beweis, daß unsere deutschen Fürsten noch keinen Funken Liebe für Gelehrte und Gelehrsamkeit haben, sondern diese Menschenart betrachten, wie das Wildpret, das sich selbst erhalten muß.

Nachdem meine Schriften mir einigen Ruf gemacht hatten, erhielt ich eines Tages einen Brief mit dem Buchstaben G. unterzeichnet, in welchem sich ein alter grübelnder Philosoph mir kentlich machte, und mich nicht nur seiner Achtung versicherte, sondern auch den Wunsch äuserte, in meiner armseligen Lage mich unterstüzzen zu können. Er machte mirs zur Pflicht, nie nach seinem Namen zu forschen, und ihn aus seinem Inkognito herauszuziehen: er sey durch seine Hypochondrie unfähig zu einem freundschaftlichen Umgange. Doch gab er mir Nachricht, wie ich eine stille Korrespondenz mit ihm unterhalten könte. — Dieser Mann schikte mir ein großes Paket Manuscripte von seiner Hand, die viel philosophischen Geist

zeigten, aber leider in einer etwas zu rohen und unpolirten Schreibart abgefaßt waren. Er gab mir die Erlaubniß, sie nach meinem Gefallen zu benuzzen, und ich machte den Gebrauch davon, den ich im ersten Bande (Kap. 33) erzählt habe.

Neuntes Kapitel.

Heirathsversuche.

Ohneracht et ich keine Frau ernähren konte, und eine so reiche Partei, welche mir alle eigne Einnahme entbehrlich machte, weder in Erfurt leicht zu haben, noch für mich zu wünschen war (denn besser ist darben, als aus der Hand eines Weibes sein Brod empfahen) so dacht ich doch verschiedentlich auf eine Verehelichung. Mein Kopf war stäts vol angenehmer Möglichkeiten, wie meiner armseligen Lage in kurzem abgeholfen werden könte, und es schien mir gewiß, daß unter so vielen doch eine in Wirklichkeit übergehen würde. Folglich

beunruhigte mich meine Brodlosigkeit bei Heirathsprojekten sehr wenig. Ich glaube, ich hätte das ärmste Mädchen genommen, wenn sie meinem Herzen eine leidenschaftliche Liebe hätte einflössen können.

Aber es ist sonderbar, daß das in meinem Leben nicht geschehen ist. Ich habe so manches vortrefliche Mädchen gekannt, bin mit so mancher Schönheit in langem freundschaftlichem Umgange gewesen, habe einige Frauenzimmer in Leipzig und Erfurt recht innig geliebt: aber ich bin nie auch nur auf der niedrigsten Stufe der Leidenschaft gewesen. Die feurige, unzerstörbare, die ganze Seele einnehmende Liebe, wie die erste leidenschaftliche Liebe der Verliebten zu seyn pflegt, kenne ich gar nicht. Ein angenehmes Wolgefallen an körperlichen Reizen, ein recht herzliches Vergnügen an den Spuren einer schönen Seele, ein starker, aber nie quälender Wunsch, die schöne Seele im reizenden Mädchen zu besizzen, das ist alles, was ich je empfunden habe. Eigentlich verliebt bin ich nie gewesen. Und natürlich liegt wohl die Ursache darinnen, daß ich gar keiner wahren

Leidenschaft empfänglich bin. Ich kan im Zorn, wie in der Freude, in Kummer gewiß nicht, bis an die Gränzen der Leidenschaft steigen, aber es ist ein Moment. Im Augenblik ists vorüber. Zu fortdauernden heftigen, und berauschenden Empfindungen hat meine Seele keine Stimmung.

Meine ersten Blikke waren auf eine gewisse Witwe gerichtet, welche durch ein paar feurige Augen sich auszeichnete, übrigens aber nur von ganz mittelmässiger Schönheit war. Herr Riedel schlug mir die Frau Assessorin (wie man sie nannte) zu ernstlichen Absichten vor, und ich fand sehr bald Gelegenheit, mit ihr in Umgang zu kommen. Aber sie schien mir zu unstät und flatterhaft zu seyn. Und bald schrekte mich ihr Handel ab, den sie mit dem Prediger Mosche in Arnstadt, nachmaligem Senior in Frankfurt am Mayn gehabt hatte, und der mir bald nach dem Anfange unserer Bekantschaft erzählt wurde. Dieser war vor mir ihr Kompetent gewesen, und hatte es bereits bis zum förmlichen Eheverspruch gebracht. Und sie hatte ihm, ohne alle weitere Veranlassung plözlich und kurz vor der Trauung ihre Liebe wie-

der aufgekündigt. Alles Bitten ihrer Eltern, alle Vorstellungen ihrer Freunde, alles Fragen nach vernünftigen Bewegursachen waren nicht vermögend gewesen, sie zurükzubringen. Sie wußte nichts als seine Größe vorzuschüzzen. — Und Mosche war wirklich ein Mann, der sich auf den Messen hätte können für Geld sehen lassen. Die Frankfurter mußten ihm einen eignen Wagen bauen, in welchem er gerade sizzen konte, ohne mit dem Kopfe oben anzustoßen. Seine Braut hat selbst in den Akten, da hernach ein Proceß darüber entstand, seine Länge als eine ihr, fürs Ehebette, zu furchtbare Sache angegeben, und aus diesem einzigen Grunde die Aufhebung der Sponsalien verlangt, und auch erhalten.

Weit grössere und dauerhaftere Eindrükke machte Amalia Stallforth auf mich. Es war die jüngere Schwester der Witwe. Auf ihrem Gesicht war Freundlichkeit, und Herzensgüte gezeichnet. Ihre großen schmachtenden Augen kündeten glühende Liebe. Und ihre blühende Farbe bürgte für Unschuld, und Gesundheit. — Aber ich fand keinen Weg zu Malchens Besiz.

Bald kam ein neuer Vorschlag, der abermals eine Witwe zum Gegenstande hatte, und wo es nicht viel fehlte, daß mein Unstern mich in die Labyrinthe einer torturartigen Ehe geführt hätte. Man entdekte mir eine Madam Schelhasin, welche ein reines Vermögen von 9000 Thalern in freien Händen haben solte.

Ich war sehr schnel entschlossen, dieser Dame meine Hand anzubieten. Denn nach der Beschreibung war ihre Gestalt erträglich, und so war die Versicherung, daß ihr Reichthum mir ein ruhiges und sorgenloses Leben verschaffen würde, für meine rasche Art zu handeln Bestimmungsgrund genug, sie zu begehren, ohne sie gesehn zu haben.

Es wolte niemand sich finden, der mich einführte, also mußte ich es selbst thun. Ich ließ mich gerade zu bei ihr anmelden, und ward angenommen. Meine Dreistigkeit und meine Uebung im Umgange mit Menschen, die zum Theil etwas mehr als Dreistigkeit hatten, sezte mich in den Stand, ohne alle Verlegenheit zu erscheinen. Ich gefiel ihr — sehr, und sie mir — mittelmäßig.

Sie hatte vieleicht zehn, vieleicht funfzehn Jahre mehr als ich. Ihre Farbe war bleich. Ihr Auge schien Durst anzuzeigen. Ihr Mund war häßlich, weil ein vorwärts herausgewachsener Zahn ihre Oberlippe geschwulstartig machte. Uebrigens war sie gut gewachsen und vol. Man sahe ihrs nicht an, daß sie von Bufbohnen lebte, und von einem Ehemann ein gleiches verlangte. Uebrigens war sie gesprächig und freundlich, und hatte einen guten äuserlichen Anstand.

Meine Gabe zu sprechen, die ich jezt besaß, hatte mir es möglich gemacht, ihr schon beim ersten Besuche meine ernsten Absichten deutlich genug zu erkennen zu geben. Und sie hatte gegenseitig ihre Neigung, einem jungen feurigen Mann von meinem Schlage, ihre Hand zu schenken, nicht undeutlich merken lassen. Ich ging also von ihr mit dem Versazze, das nächste mal gerade zu um sie zu werben. Denn ich war kein Freund von Umschweifen, und langen Ueberlegungen.

Aber zu meinem Glükke ward mein Anschlag ruchtbar, so daß ich in allen Geselschaften mit mei-

ner Donna aufgezogen wurde. Alles, was ich hörte, war bittrer Spott. Man fands lustig, daß ein Adler sich mit einer Nachteule paaren wolte. Dies machte mich aufmerksam. Ich bat alle, die mir auf Vertraulichkeit einige Ansprüche gegeben hatten, mir die Winke zu dolmetschen, welche jene Spöttereien enthielten und erfuhr, — daß meine Geliebte vom Geizze besessen sey, daß sie sich selbst nicht satt esse, und wöchentlich nur einmal koche, und dann täglich aufwärme, daß ihr erster Mann an ihrem Geizze gestorben sey, weil sie ihn zu beständiger Arbeit und Erwerb angehalten, und dabei nicht satt zu essen gegeben habe. — Auch erfuhr ich, daß ihr Mund und andere Theile ihres Körpers mit den Gewürzinseln die Aehnlichkeit hätten, daß sie, wenn die Luft herüber weht, ihren Duft sehr weit verbreiteten. —

Nun zog ich geschwind meine Segel ein, und dankte dem Himmel, daß der starke Wind meiner Voreiligkeit das Schiflein meiner Liebe nicht an diese sumpfigte Küste verschlagen hatte.

Ich vergaß meine Schelhasin um so geschwinder, da mir jezt Herr Kloz, eine Einladung nach

Halle zuschikte, und mir eine reiche Partie anbot, welche auf der Stelle zu haben wäre. Seine Schilderungen waren so, daß ich mit dem Dichter der Verliebten hätte ausrufen mögen: Nunc ego Triptolemi cuperem conſcendere currum &c. — Es war abermals eine Witwe, eine Frau Hofräthin, die von ihrem Manne sich geschieden hatte — ihr Name ist mir entfallen — es ist mir, wie, Lauin — welche jung, artig und mit schwerem Gelde beladen seyn solte.

Ich theilte mein Geheimniß mit meinem Meusel, der in Erfurt mein einziger wahrer, warmer und — eben so liebenswürdiger als geliebtester Freund war, und fand ihn bereit, mich auf dieser Reise zu begleiten. Wir mietheten uns ein Kapriolet mit zwei Pferden, und ich borgte von Freund Herel, ohngefähr dreißig Thaler, um unterweges nicht mit samt unserm Vieh zu verhungern. Denn wir hatten beide so wenig, wie Diogenes, ohngeachtet wir beide das heilige Gold höher achteten, und sehnlicher suchten, als der Weise in der Tonne.

Das Herz klopfte mir, und — ich berechnete schon die neue Wirthschaft, die ich führen wolte. Eine hübsche Equipage war nicht vergessen. — Auf dem Wege nach Halle war mein Glük unsere einzige Unterhaltung. Und die Einfälle in der Materie vom Genuß des Lebens, in dem mein Freund mit mir wetteiferte, machten uns so froh und heiter, daß wir mit Unbequemlichkeiten des ofnen Fuhrwerks, die Rauhigkeit der Witterung, den Ekel des umhersprüzzenden Kothes, und selbst die Lebensgefahr nicht achteten, in welche wir zweimal durch eine rossige Stute geriethen, welche der Philister uns eingespannt hatte.

Wir eilten bei unserer Ankunft, die des Abends um fünf Uhr geschah, zu Herrn Kloz, und ich hatte nichts weiter mit ihm zu reden, als daß ich die Wohnung der Wittwe erfragte. Ich kleidete mich schnel um, und floh noch denselben Abend zu meiner Hofräthin, bei welcher ich unter dem Vorwande, mich nach einem Menschen zu erkundigen, der ihr Verwandter seyn wolte, mich selbst producirte.

Ich fand — ein kleines hageres Wesen — ohngefähr fünf und vierzig Pfund an Gewicht — mit ein paar feurigen Augen — geschmakvol gekleidet — ziemlich lebhaft, und selbst etwas wizzig im Gespräch, und — ganz ausserordentlich entzükt von meiner werthen Person.

Die erste Visite lief zu meiner völligen Zufriedenheit ab. Ihre Person war leidlich, und ihr Geld höchst liebenswürdig. Und was das entscheidendste war, sie hatte Verstand und zwar so viel Verstand, daß sie mich für einen berühmten Mann und großen Gelehrten erkennen, und mirs nicht oft genug sagen konte, was für ein inniges Vergnügen es ihr sey, meine Bekantschaft gemacht zu haben.

Ueberströhmend von Freuden kehrte ich zu meinem Pflegevater Klozius zurük, und erzählte ihm meine schon vollendete Eroberung, für welche mir nicht nur die Versicherung ihrer Zuneigung, sondern auch ein Kuß vol Energie zu bürgen schien, den sie mir beim Abschied, nicht etwa nur erlaubt, sondern selbst gegeben hatte. Kloz und Meusel be-

gannen über meine Schwärmerei zu lachen, und nöthigten mich, jezt meine irrende Ritterschaft zu vergessen, und mich mit ihnen der Punschschale zu widmen. Aber ich vermochts nicht. Bei jedem Glase brachte ich wieder meine Hofräthin herbei, und drang in den Vater Klozius, mir genauern Bericht von ihrem Vermögenszustande zu geben. Und ach — wie sanken so plözlich die rauschenden Wellen meiner neuen Liebe zur Windstille hinab, da der leichtsinnige Mann mir gestand, daß sie das viele Geld noch nicht ganz in Händen habe, sondern eben deswegen in Halle sey, es ihrem Mann (der, wo ich nicht irre, in Schlesien war) abzuprocessiren.

Da gieng mirs, wie einem Trunknen, der ein Drachma Spiritus nitri dulcis verschlukt hat. Im Augenblikke war mein Rausch vorüber, und die liebe Vernunft trat an die Stelle der schwärmenden Phantasie. Ich legte mich trübsinnig zu Bette, und brachte die halbe Nacht mit Ueberlegungen zu. — Das Resultat war: von meiner Geliebten selbst ihren Vermögenszustand zu erforschen, und wenn nur Sicherheit da wäre, daß sie ihr Geld erhielte, sie zu heirathen.

Ich ging des folgenden Tages, ihrer eignen Einladung zu Folge, wieder zu ihr. Aber ich erfuhr leider, was ein Liebender für ein ganz anderer Mensch ist, wenn die Liebe einmal von der räsonnirenden Vernunft sich eine kleine Erkältung zugezogen hat. Da sieht er alles anders, da hört er alles anders, da empfindet er alles anders.

Bei meinem Eintrit ins Zimmer kam mir die Donna mit feuriger Umarmung entgegen, und zeigte sich im schönsten Puzze. Ihre Augen funkelten. Ihre Finger blizten von Ringen. Ihre Füße hüpften. Ihre Gespräche waren eitel Lobsprüche meiner Person. Kurz, sie war ganz Freude, mich zu sehen, und ganz Bestreben mich zu rühren, und ich — spielte nur noch die Rolle des Verliebten, ohne es zu seyn.

Wir waren ohngefähr eine Stunde beisammen, in welcher sie von Zeit zu Zeit ihre Munterkeit, und ihre Bemühung zu gefallen verdoppelt hatte, als sie selbst das Gespräch auf ihre Lage leitete, mir die Geschichte ihrer vorigen Ehe (natürlich zu ihrem Vortheile) erzählte, und ihre Rei-

gung zu einer neuen Wahl mir gestund, und — so gestund, daß ich hätte noch der Einfaltspinsel seyn müssen, den ich im Menkischen Garten machte, wenn ich nicht hätte merken wollen, daß ihre Wahl auf mich gefallen war.

Je deutlicher sie also jezt sprach, desto leichter ward mirs, Muth zu fassen, und mich nach demjenigen Theile ihrer Reize zu erkundigen, welcher in ihrem Sekel enthalten war. Ich erklärte ihr also ganz offenherzig, daß auch ich im Begrif sey, mir eine Gehülfin zu suchen, und daß ich wol gar gekommen seyn könte, eine Angel nach ihr auszuwerfen.

Kaum hatte ich ihr das gesagt, um nun sogleich von ihrer werthen Person den Uebergang auf ihren Beutel zu machen, so unterbrach sie mich mit einem Feüer, das mich völlig überraschte. Sie fiel mir um den Hals, und küßte mich mit solcher Entzükkung, daß ich selbst bis in den dritten Himmel entzükt worden wäre, wenn Malchen an ihrer Stelle gestanden hätte, oder, wenn auch nur die nächtliche Ueberlegung nicht vorhergegangen wäre.

Da ich auf solche Art in meinem Koncepte gestört, und genöthigt war, ehrenthalber, mein beabsichtetes Gespräch vom Gelde noch ein wenig zu verschieben, und vor der Hand, von ihrer Liebe gerührt zu erscheinen; so wurden ihr alle meine Reden, mit denen ich ihre so feurige Liebe zu erwiedern suchte, die ich aber immer so einrichtete, daß sie mir Gelegenheit zu einem schnellen Uebersprunge aufs Geld geben solten, zu lauter Veranlassungen, ihre glühende Neigung zu mir an den Tag zu legen.

Es währte nicht lange, so verwandelte sie unsern Spaziergang, den wir Arm in Arm im Zimmer auf und ab thaten, in ein schnelles Hinsinken auf den Sofa, wobei sie auf meinem Schoos zu sizzen kam, und mich — auf das Polster gelehnt — mit Küssen zu überschwemmen began. Das war das Ende des Drama. Denn sie küßte jezt so ungestüm, so unersättlich, so anhaltend und — was ich nun erst merkte — mit Einhauchung eines so unangenehmen Geruchs, daß ich von dem erschütterndsten Ekel überfallen wurde. Ich fuhr plözlich auf und stelte mich — aus Diskretion

kretion — als ob mir eine gewöhnliche Maladie von heftigen Seitenstichen mit einem Ansaz zur Ohnmacht zustiesse, welche auch in der That, wegen Benehmung des Odems durch ihre erstikkende Küsse, nahe genug war. Und so bekam ich Luft. Ich stund auf, begab mich ans Fenster, nahm die Stellung eines Kranken an, und leitete bald das Gespräch — noch immer im Tone der Liebe — auf ihre Vermögensumstände. — Meine Dame war offenherzig. — Sie waren nach ihrer Aussage, noch weit mislicher, als sie Kloz mir beschrieben hatte — Jezt dichtete ich schnel eine Ursache des Aufbruchs, versprach in einer Stunde wieder bei ihr zu seyn, eilte nach Hause, ließ anspannen, und — bedaurete mit meinem Freunde das Geld, das wir verreiset hatten.

Zehntes Kapitel.

Meine Verheirathung.

Mein Glük war mir durchs Heirathen nicht beschieden. Und wol gewiß sahe es der liebe Gott

Bayerische Staatsbibliothek München

vorher, daß mir viel Geld nicht nüzze seyn, und meine Geistesthätigkeit erschlaffen, und unterbrechen würde. Darum zernichtete er alle meine Anschläge auf Reichthum, und — darum gab er mir auch ein Temperament, das gar keiner leidenschaftlichen Geschlechtsliebe empfänglich war.

Der Buchhändler Heinsius — ehemals ein lokkerer Zeisig — ein Bruder des solidesten Mannes, der in Leipzig meine ersten Schriften ins Publikum einführte — sprach mir eines Tages von einer himmlischschönen Witwe mit 6000 Thaler baaren Geldes. Es war die Tochter des ehemahligen Superintendenten Volland, in der Reichsstadt Mühlhausen, und Enkelin des orthodoxen Neumeisters, ehemaligen Seniors in Hamburg. Sie hatte einen gewissen Sekretair Kühn, in Eisenach zum Mann gehabt, welcher ihr ein baares Vermögen von 80000 Thalern hinterlassen haben würde, wenn das Kind, das sie von ihm hatte, einige Augenblikke später als der Vater gestorben wäre.

Des Heinsius Erzählung von der schönen, mir völlig unbekanten Witwe, machte mich augenbliklich entschlossen, mich um sie zu bewerben. Ich konte mir keine Ursache erdenken, warum er mich belogen haben solte, und also glaubte ich ihm. Und mein Glaube ward um so fester, und zuversichtlicher, da ich an ihm bemerkte, daß er selbst in die Witwe verliebt, und nach ihrem Besiz lüstern war.

Langes Zaudern, überlegen, fragen, forschen — war meine Sache nicht. Meine Phantasie hatte schnel Schönheit und Geld aufgefaßt, und es der Vernunft aufs Leben verboten, mir ja nichts von Bedenklichkeiten, und Schwierigkeiten einzuflüstern. Ich hatte eben durch den edeln Genau hundert Thaler Pension erhalten, und freute mich also, daß ich durch Zuthun eines Weibes — mit 300 Thalern jährlichen Interessen — ungerechnet des steigenden Schriftstellerverdienstes — recht gut leben würde.

Ich hatte auch diesmal niemanden, der mich bei der schönen Witwe einführen konte. Denn

dem Heinsius durfte ich nicht sagen, daß ich Absichten hatte, weil er selbst auf sie Spekulation machte, und er war auch der Mann nicht, der in Gotha dazu Credit und Ansehen gnug besaß, weil er als ein Flüchtling bekant war. Also mußte ich abermals meinen Proceß allein führen. Ich entwarf einen ganz einfachen Plan, und in wenig Wochen war alles schon vollendet.

In Mühlhausen, dem Geburtsorte der Witwe, war jezt mein ehemaliger Lehrer Reinhold, Superintendent, und hatte schon lange mir angelegen, ihn zu besuchen. Der Weg nach Mühlhausen führte durch Gotha, wo meine Donna bei ihrer Schwester lebte. Ich beschloß also, meinen lieben Reinhold zu besuchen, und auf der Durchreise der Madam Kühn, einen Plaz in meinem Wagen anzubieten, wenn sie Lust haben solte, ihrer noch lebenden Mutter, und Geschwistern in Mühlhausen einen kostenlosen Besuch abzustatten. Und dieser Einfal gelang.

Ich kam nach Gotha, erkundigte mich nach der Wohnung des D. Arnold, und bemerkte in

dem Gesichte des Gastwirths, den ich etwas zu eifrig ausfragen mochte, ein holdes Lächeln, wie das Lächeln eines Propheten, dem eine Weissagung aufs Herz fält, deren sicherer Ausgang ihn zum dreisten Vorhersagen berechtigt. — Nach erhaltener Belehrung schikte ich an Madam Kühn, und ließ ihr sagen, daß ich von ohngefähr erfahren hätte, daß sie Freunde in Mühlhausen habe: ich machte mir ein Vergnügen, wenn sie mich mit Aufträgen beehren wolte, dieselbe auszurichten oder ihr allenfals, wenn sie selbst zu ihnen zu reisen Lust hätte, einen Plaz in meinen Wagen anzubieten. — Die Ehen werden im Himmel geschlossen! — Madam nahm gleich den Pldz im Wagen an, und ließ mir melden, daß sie auf die Stunde, die ich zur Abreise bestimmen würde, bereit seyn wolle.

Des andern Tages früh um fünf Uhr, fuhr ich bei ihr an, und ward von dem D. Arnold, ihrem Schwager, mit auszeichnender Höflichkeit unten im Hause empfangen. Die beiden Schwestern kamen mir an die Treppe entgegen, und waren so freundlich — so freundlich, daß ichs — nicht beschreiben kan.

Mein Auge schoß begierig auf die Dame meines Herzens, und — sie gefiel mir. Sie war jung — blühte wie eine Rose — hatte ein paar große blaue Augen — einen noch ziemlich feinen Tein — eine gute Taille — eine volle Brust. — Amor hatte schon gesiegt! — Meine Liebesaffairen giengen schnel wie meine Schriftstellerei, und ich dachte, sie müssen auch eben so gut gehen, weil ich aus Erfahrung wußte, daß mir alles, was ich im ersten Feuer rasch hinschrieb, weit besser gerieth, als woran ich lange gekünstelt hatte.

Man hatte Koffee aufgetragen, und ich bemerkte ganz klärlich, daß die Witwe beim Einschenken zitterte; ha, dacht ich, vom Alter kan das nicht kommen, denn sie war erst 22 Jahr: und vom Wein auch nicht, denn sie hatte eine schneweisse Nase: also muß es ein sympathetisches Gefühl seyn. — Ich hatte mich nicht geirret.

Wir fuhren ab, und kamen nach Mühlhausen, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Beide hatten wir wie Bildsäulen im Wagen gesessen. Beide hatten wir immer darauf gedacht, wie ein

Gespräch zu beginnen sey. Und beiden hatte die alzustarke Gewißheit, daß wir schon an einander verrathen waren, es unmöglich gemacht, zu reden, um sich nicht noch mehr zu verrathen. Einige hölzerne und total mislungene Artigkeiten waren alles, was wir aufbringen konten. — So schnel hatte der Liebesgott uns beide bethöret.

In Mühlhausen blieben wir acht Tage, ich bei meinem Reinhold, und sie im Hause des preussischen Residenten Avenarius. Ich war alle Tage in ihrer Geselschaft, denn der Sohn des Residenten war in der Pforte mein Schulkamerad gewesen. Und hier wurden wir beide etwas natürlicher. Die erste Schüchternheit verlor sich. Wir wurden bekanter — endlich vertraut. — Und die übrigen Geselschafter hattens schon den ersten Tag weg, daß wir einander etwas mehr interessirten, als blosse Geselschafter einander zu interessiren pflegen. — Ich fuhr mit ihr zu ihrem Bruder, dem Pastor Volland in Windeberg, wo ihre Mutter, die Kirchenräthin Volland, lebte.

Hier eräugnete sich ein fataler Streich, dessen üble Folgen nur meine glükliche Laune, und schnelle Entschlossenheit verhüten konte. Wir saßen des Abends bei muntern Gesprächen beisammen, und ich ergrif, da eben das Gespräch auf einen Augenblik ins Stekken gerathen war, ein Blat Makulatur, auf welchem Kuchen gelegen hatte, um es zu lesen. Blizschnel erblikte ich mitten auf der Seite die Worte: — „die bei einem solchen Irglauben, „wenn sie in demselben beharren, ohnmöglich selig „werden mögen,“ und hub an, laut aufzulachen. O hören Sie, schöne Frau, schrie ich, ein kapitales Stük von einem Orthod—oxen, der den Leuten um irriger Vorstellungen willen die ganze Seligkeit abspricht. Indem wolte ich die Stelle vorlesen, als meine Schöne mich mit dem Fuße trat, und feuerroth wurde. Ein Blik auf sie, und der Gedanke, du hast ein Stük aus Neumeisters Postille erwischt, und die alte fromme Kirchenräthin verwundet, trafen im Moment zusammen. Die Alte verzog schon das Gesicht, als ich plözlich mich entschloß, die Worte anders zu lesen, als sie da stunden. Ich stelte mich, als wenn ich stokte. „Ach nun sehe ich, daß ich mich geirrt

„habe: ich hatte so gelesen." Und nun fing ich an, über mich selbst zu spotten, und dem Neumeister auf meine eigene Unkosten eine drolligte Lobrede zu halten, welche das Herz der Alten völlig bezauberte, und ihr den Gedanken benahm, daß ich eine kezzrische Spötterei über den heiligen Neumeister, ihren Vater, auf der Zunge gehabt hatte.

Das Heirathen war einmal beschlossen, und eine Witwe war mir bestimt. — So bald ich mit meiner Dulcinea zurükgekehrt war, schrieb ich von Erfurt aus an den D. Arnold, und bat ihn, sich für mich zu verwenden. Er thats. Ich erhielt das Jawort, und — machte vierzehn Tage darauf Hochzeit — und zwar eine Hochzeit, wie alle Hochzeiten seyn solten, wenn die Leute das Geld zu Brode brauchen. Ich ließ die Braut, mit welcher ich gar nichts von Geschenken gewechselt hatte, mit ihrem Schwager, und ihrer Schwester nach Erfurt kommen, bat meinen Vater dazu, welcher mit der guten Mutter, und zwei Geschwistern sich einfand, und gab eine Schüssel mehr als gewöhnlich zu essen, nachdem wir uns vom Hn. Salzmann hatten die heilige Benediktion geben lassen.

Eilftes Kapitel.

Theologische Doktorpromotion.

Die Nekkereien der Theologen, und das ewige Protestiren gegen alle Arten von Vorlesungen, durch die ich nur einigermassen dem Gebiet der heiligen Gottesgelahrheit mich zu nähern erdreistete, wurden die nächste Veranlassung zu meiner theologischen Doktorpromotion. Mein Vater rieth es, Herr Genau bestund darauf. Auch schimmerte die Hofnung, daß die Privilegirung meiner Theologie mir ins Erfurtische Ministerium verhelfen würde.

Denn nachdem die nachtheiligen Gerüchte, die meine geistliche Natur entehret hatten, so ziemlich eingeschlafen waren, und die Leute in Erfurt mich eine Zeitlang in der Nähe betrachtet, und so schlimm nicht gefunden hatten, wie meine Feinde wolten, daß ich sey, fand sich eine Menge Bürger, die meine lauten Vertheidiger, und zum Theil auch Lobredner wurden. Sie hatten nicht nur durch Lesung meiner Schriften bessere Begriffe von

meinem Glauben bekommen, als die Herren Ministerialen ausgestreut hatten, sondern es waren auch viele unter ihnen, welche die Leipziger Messe zu besuchen pflegten, und folglich mich schon längst als einen Kanzelredner kanten, der in Leipzig Beifal, und Verehrung sich erworben hatte. So wie also dergleichen Bürger in ihren Zirkeln nach und nach bekant machten, was ich in Leipzig gewesen sey, wie gedrükt vol sie meine Kirche gefunden hätten, wie rührend ich predigen, und den Leuten ans Herz reden könte — so nahmen meine Freunde immer mehr zu, und jederman urtheilte, daß mich bei erster Vakanz eine Gemeine wählen würde. Ja es war algemeine Sage nach dem Tode des Pastors Schmitt, welcher ein Vierteljahr nach meinem Abschiede aus Erfurth erfolgte, daß seine Gemeine mich zu seinem Nachfolger bestimt gehabt habe.

Ich hielt damals, von den schändlichen Ausstreuungen meiner Feinde gar wol unterrichtet, eine solche Versorgung für unmöglich, und nahm den Rath meines Freundes, und das Anerbieten meines Vaters zu Herschiessung der Kosten blos in

der Rükſicht an, daß ich durch dieſen Schrit mir theils das Leſen theologiſcher Kollegien erleichtern, theils zu auswärtigen Vokationen mir Ausſicht verſchaffen würde.

Aber die Frage war jezt, wo ich promoviren ſolte? In Leipzig war wegen jener Mordgeſchichte nicht daran zu denken. Mit den Wittenbergern hatte ich in öffentlicher Fehde gelebt. Den Göttingern konte ich auch nicht trauen, weil ihnen der Wiſcher noch im Andenken seyn mochte. Halle fürchtete ich, weil mein Freund Kloz von den Theologen gehaßt wurde, und auch die Leipziger zu ſehr in der Nähe waren, und alſo leicht Hezzereien machen konten. In Gieſen lebte der D. Benner, der allen Menſchen den Tod geſchworen hatte, welche den ſymboliſchen Büchern nicht wenigſtens mittelbare Inſpiration zuſchrieben, oder auch nur eine Sylbe davon bezweifelten. Für Jena war ich ſchon von Jena aus gewarnt. —

Da beſann ſich mein Vater auf den D. Kiesling in Erlangen, welcher Geld brauchte, und gern es nahm, wenn ers mit Ehren haben konte.

Er war ehedem, da er noch in Leipzig gestanden hatte, mit ihm in freundschaftlicher Verbindung gewesen, und hofte daher, daß Freundschaft und Wolgefallen an einem fetten Braten, der den Erlanger Theologen ohnehin etwas rares war, seine Wünsche krönen würde. Diese Rechnung traf zu.

Mein Vater fragte bei Kieslingen an, ob er mir zur theologischen Doktorwürde verhelfen wolle, und erbot sich, ihm reines Gold ohne Abzug des Agio zu schikken, so daß an jedem Luisd'or ein Thaler zu profitiren war. Diesen Antrag ergrif der liebe Mann mit willigen Händen, und mein Vater sandte etliche und vierzig gute Luisd'ors.

Mir schikten die Herren Fakultisten einen Bogen vol wichtiger Fragen aus Dogmatik, Polemik, Kirchengeschichte, Kritik, die ich schriftlich beantworten mußte, um mir die kostspielige Reise zum Examen zu sparen. Zugleich foderten sie, daß ich vor Gericht einen Eid ablegen solte, mit welchem ich betheuerte, daß ich die vorgelegten Fragen ohne Zuthun eines Mannes beantwortet hätte.

Ich leistete alles, was zu leisten war. Ich schrieb einige Bogen vol über die vorgelegten Fragen. Ich sandte ein gerichtliches Protokol über die Ablegung meines Doktoreides ein. Ich fertigte meine Disputation. Ich vertheidigte sie endlich in Erfurt selbst auf dem öffentlichen Katheder.

Die Disputation war exegetisch, und handelte von der Weissagung Christi Math. 24. welche ich nicht wie gewöhnlich vom jüngsten Tage erklärte, (an dessen von den Theologen gedichtetes Schauspiel ich schon damals nicht mehr recht glaubte) sondern von der bevörstehenden Zerstörung Jerusalems, und des jüdischen Staats. Eine Schrift des Superintendent Sponsel, über diese Stelle hatte ich treflich benuzt. Das beste, was ich geleistet hatte, war eine Samlung prophetischer Stellen des Alten Testaments, welche den Ausdrükken Christi von Verfinsterung der Sonne, und des Mondes, vom Sturz der Sterne auf die Erde u. d. m. parallel waren, und das Resultat erweislich machten, daß diese Redensarten blosse Allegorien sind, welche nichts als den Untergang großer Reiche andeuten. — Das Zeichen des Men-

schensohns in den Wolken, erklärte ich sehr vernünftig nicht von einem Phänomen am Himmel: sondern ich zogs auf die verkündigte Zerstöhrung des jüdischen Staats, welche ein Zeichen oder Merkmal ward, daß des Menschensohn d. h. der damals armselige Messias im Himmel sey d. h. auf dem Throne sich befinde, den ihm Gott verheissen hatte, oder welches eben so viel ist, daß er nun seine Feinde besiegt, das Reich der Wahrheit vollendet, und mit seiner Lehre die Herrschaft über den Erdkreiß erlangt habe.

Die Fakultät sandte mir nun ein großes Doktordiplom, welches ich bei Kurfürstlicher Regierung producirte, und dadurch mich berechtiget zeigte, alle und jede theologische Vorlesungen zu halten, und mich den ordentlichen Professoren hierinnen gleich zu stellen.

Um diese Zeit ward Riedel Schulden halber arretirt. Sein Anblik, da ich ihn im Arreste besuchte, und die rührendsten Spuren der Armuth,

und des Jammers entdekte, erschütterte mich sehr, und ward mir ein heilsamer Antrieb zur Besonnenheit beim Aufwand. Sein Fehler war blos der gewesen, daß er sich alles hatte auf Borg liefern lassen, wo er schändlich übertheuert, und betrogen worden war. — Er beging hernach die Thorheit, daß er sich in Wien als Professor anstellen ließ, und — was noch mit thörigter war — die tausend Dukaten, die ihm Theresia für den Abtrit gab, da er nicht katholisch werden, und sie, ohne dieses, ihre Versprechungen nicht halten wolte, nicht von Wien in seine Heimath mit nahm, und eine protestantische Vokation abwartete, sondern sie in Wien verzehrte, und sich so lange bei leeren Hofnungen herumtrieb, bis ihn das unwürdige Schiksal traf, bei Fürst Kauniz Lektor zu werden, wo er hinter dem Tische stehen, und theils gut gewählte Stellen vorlesen, theils über dieselben ex officio wizzig seyn, und die Geselschaft mit Bons Mots unterhalten mußte.

Meine Armuth bewegte damals einen Menschenfreund, mir in einem namenlosen Briefe, dreißig Stük Dukaten zu zuschikken. Ich habe nie erfah-

erfahren können, von wem dies Geschenk gekommen war, so sehr ich mich darum bemüht habe, um die biedere Bruderhand zu drükken, die so viel Erquikkung mir schuf.

So wenig ich selbst hatte, so war mir es doch Regel, die Hälfte meines Gewinsts im Spiele, der oft ganz ansehnlich war, und wol zuweilen mehrere Thaler betrug, für Arme zu bestimmen.

Eine meiner damaligen Vergnügungen war die Komödie, die ich fast ohne Ausnahme besuchte. Die Abtische Truppe gab sie. Herr Riedel hatte sie nach Erfurt gezogen, und dies brachte mich in eine Art von Umgang mit diesen Leuten, welcher mich lehrte, daß nicht alle Komödianten verächtliche Menschen sind. Diese Leute waren fast sämtlich von unbescholtner Reputation. Und Madam Abt, war ein Muster der Sittsamkeit und Tugend, und wurde auch als ein solches überal geschäzt, und geehrt. Sie trieb die Delikatesse so weit, daß sie selbst Männern von Stande, wenn sie auch ihre vertrautesten Freunde waren, nicht einmal einen Kuß erlaubte. Sie speißte oft in mei-

nem Hause, und ich war Zeuge ihrer Strenge. Es geschahen ihr damals große Anerbietungen, denn sie war schön, aber sie hat sie alle standhaft ausgeschlagen. — Sie war eine Predigerstochter, und die Liebe — hatte sie unglüklich gemacht, und zum Theater genöthigt. Ihre theatralischen Talente erreichten völlig die Größe ihrer Tugend.

Zwölftes Kapitel.

Mein Ehestand.

Die Hochzeit war in allem Betracht stil, und geräuschlos abgegangen. Ich sage, in allem Betracht. Denn in den ganzen ersten vier und zwanzig Stunden war mir selbst die anständigste Unruhe, die Eheleute einander zu machen pflegen, durch einen mir noch unerklärbaren Zufal, unmöglich geworden.

Das erste, was ich jezt in traulichen Gesprächen mit meiner Gattin zu entdekken suchte, waren

die verheissenen 6000 Thaler. Und ich entdekte sie leider — negativ. Die ganze Verlassenschaft ihres seligen Mannes betrug, nach einer vorhandenen Berechnung des Herrn Schwiegervaters, des Kommerzienrath Kühn in Eisenach, welcher einer der besten Wirthe seiner Zeit war, und aus Pfennigen Thaler zu machen verstand, 3333 Thaler netto. Von diesen 3333 Thalern hatte meine Dame vor einigen Jahren ihrem Bruder 2000 anvertraut, um ihn in den Stand zu sezzen, ein großes Wertherisches Gut zu pachten, und den Vorstand zu entrichten. Und diese waren bereits halb und halb verloren gegangen.

Der Herr Bruder hatte eines Theils von der Oekonomie nicht viel erlernt, und die Frau Kirchenräthin hatte andern theils, vol hohen Geistes, sich auf dem Guthe mit den Beamten, und Unterbedienten nicht genug einzuverstehen gewust, und so war es gekommen, daß der Graf v. Werther, da der Pachter Volland ein oder ein paar Pachttermine versäumt hatte, auf Verhezzung des tükkischen Gerichtshalters, den Herrn Bruder aus dem Guthe warf, seine und der Frau Kirchenrä-

thin sämtliche Effekten, über 1500 Thaler an Werth, nebst der Kaution zurükbehielt, und — ihn zusehen ließ, wie er zu den Seinigen kommen wolte.

Diese barbarische Handlung, die in preußischen Staaten nicht ungerächt geblieben wäre, ging bei dem Herrn Grafen nicht nur ungestraft hin, sondern der arme Volland mußte in Dresden mit dem reichen Grafen sich vollends zum Bettler processiren, und hat von 1764 bis 1790 — noch nicht ausprocessirt. Die Grafen wurden zwar durch mehrere Urtel kondemnirt, fanden aber doch in dem Sächsischen Rechtsgange Gelegenheit, durch Appellationen, Leuterungen, und wie die schönen Sachen alle heißen mögen, den Proceß so zu verlängern, daß er noch jezt sein Ende nicht erreicht hat.

Meine liebe Ehefrau hatte also von den 3333 Thalern, da sie einige Jahre auch davon gelebt hatte, nicht mehr als 800 Thaler noch übrig, welche statt der gehoften 6000 Thaler, in meiner armen Hütte, ihren armseligen Einzug hielten. Mit Wäsche, Meublen und Kleidern war sie gut

versehen. Und dabei hatte sie aus der Verlassenschaft ihres Vaters ohngefähr für 200 Thaler Silberzeug.

Ich hatte also abermals die Rechnung ohne den Wirth gemacht. — Die 800 Thaler dauerten nicht lange. Denn ich hatte so viel Schulden zu bezahlen, und so viel neuen Aufwand in der neuen Haushaltung, daß ich, schon am Ende des ersten halben Jahres meines Ehstandes, das Silber verkaufen mußte. — Indessen kam ich mit Sorgen, und Mühe doch so ziemlich durch, daß ich in Erfurt keine neuen Schulden machte, und doch meine Wirthschaft auf gutem Fuß unterhielt.

Mein glükliches Temperament, ich meine die herschende Stimmung zur Fröhligkeit hätte mir alles ersezt, was mir durch getäuschte Erwartungen abgegangen war, wenn meine liebe Dame nur besser mit mir gestimt hätte. Aber es zeigten sich leider sehr bald verschiedene Mistöne, welche die Harmonie des Lebens ein wenig zu stören begannen.

Mein Weib hatte ein vortrefliches Herz, und liebte mich bis zur Anbetung. Aber sie hatte gewisse Bedürfnisse, die so stark waren, daß sie mit

der größten Aufmerksamkeit alles beobachtete, was ihr nur einen entfernten Schein gab, daß ihr das mit der Zeit verringert werden könte, was zur Befriedigung jener Bedürfnisse so nöthig war, und was sie auf keine Weise verringert sehen wolte. Mit dieser Aengstlichkeit ihres Herzens, war eine gewisse ungewöhnliche Reizbarkeit ihres Nerven-systems natürlich verbunden, so daß sie alles auf das schnelste und lebhafteste empfand, und folglich durch heftige und leidenschaftliche Empfindungen oft nuzenlos gequählt, und beunruhiget wurde. Und dabei hatte ihr noch zum Unglük die Mutter Natur, eine feurige und lebhafte Phantasie gegeben, welche die Romanen-Lektüre vollends erhizt hatte, so daß sie alles, was sich in der wirklichen Welt ihr unangenehmes ereignete, mit der idealischen Welt vermengte, und die Dinge, die sie warnahm, besonders aber die widrigen, so kolossalisch, so ungeheuer sich vorstelte, daß sie weit heftigere Eindrükke auf ihr Herz machen mußten, als sie der Natur und der Warheit gemäß hätten machen sollen. — Ein wichtiger und noch wenig erwogner Grund, warum man, jungen Mädchen besonders die Romanen wie ein Gift aus den Händen reissen solte! !

Der erste Ausbruch dieses moralisch= physischen Krankheitszustandes, welcher mich in eine traurige Bekantschaft damit sezte, ereignete sich im Volmannischen Hause.

Ich mußte natürlich meine junge Frau in allen den Häusern präsentiren, in welchen ich bisher Freundschaft und Güte genossen hatte. Wir machten also auch der Volmannischen Familie einen Besuch, und wurden so gleich zu einem Schmause eingeladen. Ich hatte leider unterlassen, mein liebes Weib ein wenig vorzubereiten, weil es mir nicht eingefallen war, daß sie, die in der großen Welt gelebt hatte, durch diese Erscheinungen würde alterirt werden. Aber, Gott seys geklagt, es entstand mehr als Alteration.

Madam Volmann kam uns — mit hoch aufgelegten ganz nakkenden (das heist, nicht einmal durch einen Busenstreif bedekten) Brüsten, — mit ein paar feurigen, und funkelnden Augen — ganz in Rosaseide gekleidet — mit ellen hohen Schwungfedern theatralisch ausstäffirt — schon an der Hausthüre entgegen, und sie flog, indem Herr

Bolmann meine junge Frau umfaßte, und küssen — wolte, in meine Arme und drukte mich einige Minutenlang so fest an sich, daß es schien, als wenn sie mich mit ihren Küssen erstikken, und mein Gesicht in ihrem Busen begraben wolte.

Hier war mein junges Weib der Ohnmacht nahe. Der plumpe Angrif des Herrn Kammerraths, und weit mehr noch, die schreklichen Karessen, die seine Dame mir machte, hatte sie so heftig und so plözlich erschüttert, daß ihre Knie wirklich anfingen zu wanken, und sie am ganzen Leibe sichtbar zitterte.

Sie hatte indessen noch so viel Besonnenheit und Fassungskraft, die Ursache ihres so auffallenden Anbliks zu verhelen. Und da sie die ganze Zeit, welche wir in dieser Geselschaft zubrachten, traurig blieb, und man an ihr abwechselnde Blässe, und Röthe des Gesichts, ein konvulsivisches Fippern der Lippen, und Zittern der Finger bemerkte, so kam man endlich auf den Gedanken, daß dies ihr gewöhnlicher Zustand sey, ohne zu errathen, daß blos die Geselschaft ihn erzeugt

hatte. — Madame Bolmann zog mich auch bald auf die Seite, und raunte mir die Worte ins Ohr: Bahrdtchen, du hast gefreit wie ein Schafskopf. Was wilst du, ums Himmelswillen, mit diesem histerischen Weibe machen?

Ich wußte nicht, was ich sagen solte. Mir war die Erscheinung neu, und unerklärbar. Und ich konte ohnmöglich die fortwährende Traurigkeit meiner Frau für Folge der Eifersucht halten, da ich selbst mit der größten Behutsamkeit gehandelt, und alle sonstige Freiheiten so sorgfältig vermieden hatte, daß Herr Bolmann alle Augenblik mir vorwarf, daß ich heute den Ehrbaren affektirte.

Wir gingen des Abends betrübt nach Hause, und ich brannte vor Begierde, von meiner Dame zu erfahren, was sie heute so auffallend verändert hätte. Aber ich konte kein Wort aus ihr herausbringen. Sie machte, da wir allein waren, ihrem Schmerze Luft, und brach in einen Strohm von Thränen aus, ohne mir die Ursache ihres Kummers zu sagen. „Laß mich, lieber Mann, „es ist nichts: beunruhige dich nicht: alte Grillen

„sind mir beigefallen, deren ich mir heute nicht „erwähren kann: sie werden schon wieder ver„gehn." Das war alles, was sie mir gestehen wolte.

Ich muß hier nicht vergessen zu erinnern, daß das am Ende der acht Tage sich zutrug, die mein guter Vater bei mir zubrachte. Dieser war also mit in der Geselschaft gewesen. Und durch ihn gingen mir einigermassen die Augen auf.

Er selbst errieth die Ursache der schnellen Veränderung meines Weibes nicht. Aber er gab mir Gelegenheit, sie zu ahnden. Er fing des andern Morgens an, seine Bemerkungen über die gestrige Geselschaft zu machen, und sein Misfallen an den frechen Ton zu bezeugen, der in dem Bolmannschen Hause eingeführt war, und den man selbst in seiner Gegenwart nicht im mindesten herabgestimt hatte. Bei diesem Gespräch entfiel meiner lieben Frau unversehens eine Thräne, die ich bemerkte. Und nun schoß mir der Gedanke ein, daß es bei ihr nichts anders als schwermüthige Besorgniß gewesen war, daß ich in diesem Hause zu mehr

als wörtlichen Unanständigkeiten verführt worden sey, oder doch noch verführt werden könte.

Diese traurige Vermuthung bestätigte sich leider. Denn ohngeachtet mein liebreiches, und zärtliches Betragen mein junges Weib wieder aufheiterte; so fiel sie doch immer wieder stundenlang in ihre Traurigkeit zurük. Und dieser Zustand wurde jedesmal da am auffallendsten, wenn wir in einer Geselschaft gewesen waren, wo ein kokettes Weib mit mir gescherzt, oder alzunatürliche Gespräche ihr bange Ahndungen verursacht hatten.

Dreizehntes Kapitel.

Fortsezzung.

Ich that alles, was ich konte, dieser Krankheit Einhalt zu thun, und ich muß sagen, daß mein Bestreben mir wenigstens dadurch belohnt wurde, daß sie unsre eheliche Eintracht nicht zerstörte. Ich

blieb so viel möglich zu Hause. Ich gab verschiedene Gesellschaften auf, wo ich Personen bemerkt hatte, die sie beunruhigten. Ich besuchte selbst das Bolmannsche Haus seltner als sonst. Im Hause verdoppelte ich meine Zärtlichkeit, und suchte ihr zu zeigen, daß sie mir werth sey. Ich brachte den ganzen Tag bei ihr zu, und gewöhnte mich, in demselben Zimmer zu arbeiten, welches sie bewohnte. Und vor Vergnügungen sorgte ich, so viel es meine armselige Kasse nur zulassen wolte. — Wir besuchten fleißig unsere Gothaischen Freunde. Ich fuhr mit ihr nach Mohlsdorf, wo ehemals der Graf Gotter Denkmale der Pracht, und des Geschmaks gestiftet hatte. Kurz, ich erschöpfte meinen Eifer, sie vergnügt zu machen, und alle Besorgnisse aus ihrer Seele zu entfernen.

Doch konte ich meinen Wunsch nicht volkommen erreichen. Ich durfte nur durch anhaltendes Studiren einmal meine Stirn zu sehr gefaltet haben, oder bei den oft unbesonnensten Störungen, durch welche sie mitten aus dem tiefsten Nachdenken mich herausriß, einmal ein wenig auffahren, oder meine Zärtlichkeiten durften nur zufälliger-

weise einen Anstrich von Trägheit erhalten; so war sie schon wieder rükfällig, und ließ ein beneztes Auge mirs sagen, was sie empfand.

Am meisten fühlte sie sich bekümmert durch meine ausserordentliche Freundlichkeit, die mir von Jugend auf, durch das Beispiel meines Vaters, eigen geworden war, und mit der ich jeden Menschen anzusehn, und zu begegnen gewohnt bin. Sie verwandte, wie wenn sie absichtlich sich hätte quälen wollen, gerade da kein Auge von mir, wenn fremde Personen zugegen waren, und fühlte nun bei jedem Lächeln, bei jedem auf ein anderes Auge gehefteten Blikke, bei jeder Artigkeit, die ich jemanden sagte, und vollends — bei einem Kusse den ich gab oder nahm — allemal einen Stich ins Herz, der ihre ganze Seele durchdrang. Da wars ihr, als wenn eine grausame Hand das ihre ihr raubte. Da deuchte es ihr, als wenn ein Theil ihres kostbaren Eigenthums, dafür sie mich ansahe, verloren ging.

Und so konte ich mit aller Mühe es nicht vermeiden, daß ihre Krankheit nach und nach zu

nahm, und gar bald anfieng, mir das Leben sauer zu machen. Denn es ist natürlich, daß die stärkste Kraft ihre Gränze hat, und endlich doch unter dem beständigen Widerstande erliegen muß. Meine Geduld, meine Nachsicht, mein Mitleid, welche ich durch philosophisches Räsonnement „es ist dein „Weib — es ist Krankheit — sie kan nichts da„für — Der Grund ist die reinste Liebe zu dir — „Du musts ertragen — es ist Nervenschwäche, „und Mangel hellen Geistes ꝛc." zu erhalten suchte, wurde, wenigstens zuweilen, in einzelnen Augenblikken, zumal wenn Nahrungssorgen oder Verfolgungen mich mismüthig machten, geschwächt, und in ihrer Wirksamkeit unterbrochen.

So wie also ihre Krankheit zunahm, so nahm meine Duldkraft ab. — Nie veränderte sich mein äuserliches Betragen, nie meine Bemühung, ihr Vergnügen zu machen, nie mein Eifer in dem, was ich ihr schuldig war. — Aber die Kraft sank, welche dem allen Volkommenheit, und Eindruk geben mußte.

Ich ward des ewigen Bittens, und Zuredens müde. Ich ward der beständigen Aufmerksamkeit

müde, die ich auf meine Augen, auf meine Worte, auf meine Geberden, zu Hause und in Gesellschaften, verwenden mußte. Ich ward der Zärtlichkeiten müde, weil sie nie hinreichen wolten, die unruhige Seele zu beruhigen. Und doch sezte ich, müde und mismüthig, alles fort, um mir keinen Vorwurf zu machen zu haben.

Ein Irthum hatte ihr Herz besonders irre geführt. Sie war stolz auf ihre Tugend, und sie war es mit Recht, aber sie verstund unter Tugend nichts anders, als was man freilich oft mit dem Worte, weibliche Tugend andeutet, nämlich die Strenge in Vermeidung aller ausserehelichen Zärtlichkeiten. Daß sie keinem Einzigen vom männlichen Geschlecht je einen Kuß, geschweige andere Freiheiten gestattete, das war ihr ganzes großes Ideal von Tugend. Und hierin war sie von jeher so äuserst streng, daß sie von wenigen ihres Geschlechts wird übertroffen werden. Und eben dieser Irthum, der sie verführte, in der Strenge der Sittsamkeit die höchste Tugend zu suchen, hatte folgende nachtheilige Wirkungen.

Erstlich diese, daß ihr Bestreben nach Werth und Achtung und Liebe, unvolständig wurde, indem sie alle andere Mittel vernachläßigte, und sich einbildete, durch ihre so genannte Tugend allein, die liebenswürdigste und verdienstvolste Person zu seyn. Daher war sie unbesorgt, ihren Geist zu vervolkomnen, und durch Verstand zu gefallen. Daher verzieh sie sich den äusersten Grad von Bequemlichkeit, und Arbeitscheu u. s. w.

Zweitens beurtheilte sie mich dadurch falsch. Denn sie maß mich allein nach ihrem Ideale, und vergaß meine Arbeitsamkeit, mein gefälliges Wesen, und alles andere Gute an mir und seufzte beständig nur darüber, daß ich ihr Ideal nicht erreichte, und im Werth, so weit unter ihrer Erwartung blieb.

Sie ward dadurch drittens im höchsten Grade intolerant gegen alle Menschen. Sie verurtheilte, und verabscheute, oft die würdigsten Personen, wenn sie gegen ihre Tugend fehlten. Und wenn ein Weib die beste Erzieherin ihrer Kinder, die arbeitsamste Hausfrau, die vollkommenste Wirthin,

thin, kurz alles war, was sie als Weib seyn konte, und sie merkte die geringste Koketterie an ihr; so war sie in ihren Augen ein unwürdiges Weib, und sie konte sich nicht enthalten, ihr Misfallen laut zu erklären.

Dies brachte eine vierte Folge hervor. Weil diese ihre Strenge aus allen ihren Minen, und Reden alzufrai hervorleuchtete; so wurde man in den meisten Geselschaften scheu gegen sie, und sahe sich durch ihre Gegenwart genirt, weil man jedes Wort und Mine auf die Wage legen mußte, um nicht gegen ihre Tugend zu verstoßen, und von ihr verurtheilt zu werden. Denn sie war im Stande, eine Zweideutigkeit öffentlich zu rügen, und mir wol selbst eine kleine Freiheit laut zu verweisen.

Und diese Scheu, die sie erzeugt hatte, verursachte hernach, daß man in manche Häuser mich allein einladete, und sich ihr ganz entzog, welches denn gegenseitig ihren Verdacht gegen mich vergrößerte, und ihren Mismuth immer lastender für sie, und immer fühlbarer für mich machte.

Das alles stöhrte unsre eheliche Eintracht nicht. Es unterbrach den freundlichsten und zärtlichsten Umgang nicht. Es raubte — mir wenigstens — meine Ruhe, und Zufriedenheit nicht. Aber es erzeugte doch sehr viel traurige Stunden für sie, und mismüthige Augenblikke für mich. Und — es erwekte bei mir den, wider meinen Willen, zuweilen aufsteigenden Gedanken, daß ich nicht glüklich geheirathet hätte.

Alles ist natürliche und nothwendige Folge! — Wenn eine anfangs reizende Sache erst von einer einzigen lastenden Seite anfängt zu misfallen; so kommen sehr bald mehrere zum Vorschein, die man vorher gar nicht bemerkt hatte. So hatte die Eifersucht meiner jungen Frau mir die Augen erst geöfnet, daß ich nun auch andere Unvolkommenheiten bemerkte, die ich vorher gar nicht beobachtet hatte.

Ich fand eine große Neigung zum Puz, und eine oft kindische Eitelkeit. Ihr Kopf war beständig damit beschäftiget, wie ihr dies oder jenes kleiden würde, oder wie sie das oder jenes Klei-

dungsstük sich anschaffen wolte. Diese Eitelkeit war ihr um desto weniger zu verzeihen, da ihr hohes Tugendideal den Zwek, durch Puz zu gefallen, ihr hätte gleichgültig machen sollen.

Und leider brachte dieses wieder andere üble Folgen hervor. Denn es konte nicht anders kommen, als daß ihre Wünsche sehr oft unbefriedigt bleiben, weil meine Armuth mich nöthigte zu sparen, und daß sie dadurch misvergnügt wurde. Und weil denn gerade die Ausgabe für Kleiderpuz diejenige war, die für sie unmittelbar verwendet wurde; so war sie schwach genug die zu übersehen, die ich mittelbar für sie zu bestreiten hatte. Sie bemerkte es also beständig, wenn ich von der Seite des Kleideraufwandes kargte, und bildete sich ein, daß ihr die andern Ausgaben für Wohnung, Gesinde, Lebensunterhalt, Kindererziehung nichts angingen. Daher entstund der Vorwurf: an mir sparst du: wie wenn die andern Ausgaben nicht für sie gewesen wären. Und nun folgerte sie abermals, wie aus tausend solchen unverschuldeten Umständen, daß ich sie nicht mehr liebte, daß ich sie nicht so achtete, wie ihre Tugend es verdiente.

Folgen über Folgen! — So oft wiederkehrende Gedanken, „mein Mann liebt mich nicht — „nicht mehr so wie anfangs — er sezt mich zurük," machen hypochondrisch. Diese Hypochondrie oder Verstimmung der Seele ward bald auch körperlich. Kindbetten nahmen die Kräfte mit, und machten das schwache und reizbare Nervensystem noch schwächer, und reizbarer. Täglicher Kummer trug auch bei, die Gesundheit zu untergraben. So ward mein Weib mit der Zeit verstimt, und — nörglicht. Alle Kleinigkeiten, die bei Kindern oder dem Gesinde vorfielen, und höchstens einen kaltblütigen Tadel verdienten, machten sie empfindlich und aufgebracht. Sie hatte so nach alle Augenblik mir etwas zu klagen.

Gewohnheit über alles zu nörgeln, macht immer aufmerksamer auf Ursachen, und Berechtigungen zum Nörgeln. So lenkte sich bei meinem Weibe die Aufmerksamkeit auch auf sie selbst. Wenn ihr ein Finger wehe that, wenn eine Uebligkeit ihr zustieß, wenn Schärfe ein Stechen oder Brennen ihr verursachte, wenn ihr der Kopf ein wenig wehe that: alles kündigte sie seufzend an.

Und sie sprach so lange davon, als es dauerte. Oft klagte sie noch, wenn das kleine Uebel schon lange vorbei war. Nach ihren Reden hätte man sie für beständig krank halten müssen. Oft klagte sie auch nur, um Schonung zu verdienen, und Mitleid zu erregen. Denn man sahe sie zuweilen, wenig Augenblikke nach den rührendsten Schilderungen ihres Krankheitzustandes, sich zur Mahlzeit sezzen, und mit dem besten Appetit die volste Ladung einnehmen.

Nichts ermüdet mehr als üble Laune, und nichts empört mehr als grundloses Klagen, und Nörgeln. Man kan also leicht denken, daß es mir mit jedem Tage schwerer und saurer werden mußte, meine Duldsamkeit zu behaupten, und in meinem Betragen unverändert zu bleiben. Denn natürlich ward zulezt meine Freundlichkeit und Zärtlichkeit nichts als Rolle. Die herzliche Liebe, die alle Dinge leicht macht dem, der da liebet, war bei so vielen überhandnehmenden Schwachheiten eben so wenig weiter möglich, als die Festigkeit meines Glaubens bei überhandnehmenden Zweifeln. Am Ende trat die blosse kalte Philosophie

an die Stelle der Liebe, und ich that, was die Liebe fodert, nicht aus Liebe, sondern aus Räsonnement — durch die Kraft moralischer Beweggründe. Und was für eine Marter es ist, wenn man die Funktionen der Liebe aus Pflicht thut, wird der nur wissen, den die Erfahrung davon belehrt hat.

Gern zwar opfert man sich manchmal einem Gegenstande auf, wenn man an demselben erhabne Verdienste, und einen hohen moralischen oder physischen Werth entdekt. Wo solte ich aber Kraft hernehmen, da mir die Augen immer mehr aufgingen, welche die erste Liebe geblendet hatte, und ich immer mehr unvolkomnes, und insonderheit einen äuserst schwachen Geist entdekte, welcher machte, daß selbst dann, wenn mein liebes Weib nicht nörgelte, sondern auf guter Laune war, (und dies ereignete sich oft durch die schnelsten Abwechselungen) sie mir ungenießbar, und ich möchte sagen, beschwerlich war: weil in ihren Gesprächen so ganz keine Unterhaltung, und in ihren Scherzen auch nicht ein Fünkchen von Wiz zu finden war. Die Ausbrüche ihrer Fröhligkeit schränkten

sich auf fünf bis sechs Floskeln ein, die sie aus Mühlhausen mitgebracht hatte, und in denen man weder Sinn finden, noch begreifen konte, wie sie dahin paßten, wo sie sie anbrachte. So hörte man z. B. täglich, bei aller Gelegenheit, wenn sie eine Sache drolligt beschreiben wolte, den Ausdruk, das ist Frikassee a la Brasch: wobei sie sich jedesmal herzlich belachte, — und auch dies in einem Tone, der die Ohren gellen machte.

Ich mußte wirklich alle meine Besonnenheit, und Gutherzigkeit in Spannung sezzen, um dieses im höchsten Grade schwache, und alles um sich her verscheuchende Geschöpf, wegen seiner wirklich tadellosen Tugend, und unbeschreiblich feurigen Liebe zu mir, zu ertragen, und meinen Mismuth zu unterdrükken, oder doch nicht merklich werden zu lassen. Und ich denke, man wird diese Duldsamkeit, welche immer mit dem äusserlichen liebreichsten Wesen begleitet war, und nun schon achtzehn Jahre von mir behauptet worden ist, um so seltner und verdienstlicher finden, wenn man erwägt, daß ich bei diesen ehelichen Lasten, die meine glükliche Laune zu zerstören drohten, lebenslang

die sauersten Arbeiten, und beständiges Anstrengen des Geistes erdulden, und zugleich mit Nahrungssorgen, und tausendfältigen Kränkungen habe kämpfen müssen, welche Feinde und Verfolger mir verursachten.

Vierzehntes Kapitel.

Mein Abzug aus Erfurt.

Ich saß eines Tages in schwermüthigen Gedanken auf meinem Sofa, und dachte meinem Schiksale nach. Meine ganze Seele war zur Fröhligkeit gestimt, und mein Geist und Körper war im höchsten Grade fähig, die Freuden des menschlichen Lebens zu genießen, und doch erblikte ich mich beinahe von alle dem entblößt, was ausser mir hätte wirksam seyn müssen, wenn meine innere Anlage zur Glükseligkeit mich hätte ganz glüklich machen sollen. Ich befand mich in einer drükkenden Armuth, und konte nicht absehen, wovon ich in der

Folge mich und die Meinen erhalten solte. Ich war von Neidern und Feinden umgeben, welche, wenn sie nicht wirkliche Kabalen erregen, und mich thätlich beunruhigen konten, mich wenigstens alle Augenblik durch neue Ausstreuungen erdichteter Dinge zu ärgern suchten. Ich hatte endlich im Hause meine Noth mit einer Gattin, welche mir, auf einer Wage, das vortreflichste Herz mit den lastendsten Fehlern zuwog, und mich oft so weit brachte, daß ich im Stillen meines Lebens Ende mir wünschte.

Gerade in solchen trüben Augenblikken erhielt ich einen Brief von dem damaligen Superintendenten, und Professor Bechtold in Giessen, in welchem er mir die vierte Stelle in der theologischen Fakultät antrug. Ich werde es nie vergessen, wie mir bei Lesug dieses Briefes zu Muthe war. Eine heisse Thräne drängte sich ins Auge hervor. Ich blikte gerührt zur Vorsicht auf. Das Herz schlug mir so heftig, daß es mir hörbar schien. O wie erquikkend war das Gefühl der Ruhe, und Heiterkeit, das jezt in meine Seele zurükkehrte, und

mich über und über in die wonnigste Bewegung sezte. Sorgen, Furcht, Mismuth — alles schwand, alles war im Augenblikke vergessen. Meine Phantasie gerieth in Gluth. Sie bildete mir die herrlichsten Aussichten. Es war der seligkeitvolste Uebergang vom drükkenden Kummer zur berauschenden Freude.

Es ist mein Fehler, daß ich erstaunend unruhig und betriebsam werde, wenn ich ein groß scheinendes Gut vor mir sehe, das sich mir darbietet. Ich kan von dem ersten Augenblikke an, es nicht mehr aus dem Kopfe bringen. Ich denke unaufhörlich darauf, wie ich mich desselben versichern wil. Ich bemerke mit Aengstlichkeit jede Gefahr, die mir es entreissen könte, und plage mich oft mit tausend erdichteten Möglichkeiten, es zu verlieren. Ich suche alles erdenkliche auf, was ich etwa zur Erlangung desselben beitragen kan. Ich erschrekke, wenn mir etwas einfält, was ich verabsäumt habe, und was die schon angewandten Mittel vielleicht — hätte wirksamer machen können. Kurz, ich kan nicht mit Gelassenheit handeln, wenn mir ein Glük entgegen kommt, son-

dern ich bestürme gleich alle Seiten, wo ich einen Zugang bemerke.

Ich beantwortete den Brief des D. Bechtold, mit weit hizzigern Bezeugungen meiner Freude — mit weit stärkern Versicherungen meines Danks gegen seine mir bezeugten Freundschaftsgesinnungen — mit weit dringendern Bitten, die Sache auf das schleunigste zu Stande zu bringen — als es der Klugheit gemäß war.

Mehrere Monate hinterher erfuhr ich erst, daß ein ruhigeres Verhalten meine ganze Lage verbessert haben würde. Ich hätte sollen mir Zeit zur Ueberlegung ausbitten. Ich hätte mich an einen meiner Korrespondenten wenden, und mich nach der Lage der Sache erkundigen sollen. Ich hätte an den Minister selbst schreiben sollen, welcher dem D. Bechtold Auftrag gegeben hatte.

Wirklich war die zweite Stelle vakant, und der Geh. Rath von Hesse, als Kurator, suchte für diese einen auswärtigen berühmten Gelehrten, um die Universität in Aufnahme zu bringen. Herr Bechtold aber hatte, als vierter Professor um die Stelle nachgesucht, und nach verschiednen vergebli-

chen Versuchen endlich die Antwort erhalten, daß er hinauf rükken solte, wenn er einen Mann von Reputation zur vierten Stelle verschaffen könte. Daher kam es, daß Herr Bechtold mir mit vielen Ueberredungskünsten diese Stelle antrug, und daß ihn meine unruhvolle Betriebsamkeit das erreichen ließ, was er nie erreicht haben würde, wenn ich mich erst genauer erkundigt, und dem Minister selbst geschrieben hätte, daß ich die zweite Stelle verlangte. Man hat mir dies hernach bei Hofe, und in Giessen selbst gesagt.

Nach einer ängstlichen und dringenden Korrespondenz von etwa sechs Wochen erhielt ich endlich die Vokation als vierter Professor der Theologie, und Prediger zu St. Pankratius in Giessen. Meine Freude war nicht größer als die, welche mein guter Vater empfand, da er endlich mich auf eine so ehrenvolle Art versorgt sahe.

Meine liebe Frau war eben einer Niederkunft nahe. Wir beschlossen daher, um unsere Eltern noch einmal zu sehen, und zu geniessen, erst nach Leipzig zu reisen, und unter dem Beistande meiner

Mutter, die Entbindung meiner Gattin abzuwarten.

Die Weite des Weges veranlaßte mich, alle meine Mobilien in Erfurt zu versteigern. Ich hatte hier ausserordentliches Glük. Meine Verschrieenheit auf der einen, und meine Achtung, in der ich unter einem großen Theile der Bürgerschaft stand, auf der andern Seite, zogen mir eine erstaunende Menge Bietender ins Haus. Es war als wenn mancher schlechterdings etwas von dem Kezzerischen Mann als ein Andenken haben wolte. Fast alles verkaufte ich so theuer, daß ich mir es für das gelößte Geld in Giessen neu anschaffen konte. Ich lößte bei 400 Thaler, und bekam von Giessen 300 Gulden zur Reise.

In Leipzig blieben wir ohngefähr sechs Wochen, und traten dann mit einem Kinde von fünftehalb Wochen eine höchstbeschwerliche Reise an. Genöthigt, alle Stationen einen andern Wagen zu nehmen, wurden wir von dem elenden Fuhrwerk so geschüttelt, daß ich in drei Tagen, die wir von Leipzig nach Giessen zubrachten, nichts als

Klagetöne zu hören bekam. — Scheusliche Wege fanden wir von Berg, über Hirschfeld nach Buzbach. — Der stolze und unbändige Rechthaber, und Zänker Froriepius, kam nach mir nach Erfurt, und erhielt die Predigerstelle des Alexanders, welcher ein Vierteljahr nach meinem ihm so erfreulich gewesenen Abschiede entschlafen war.

Funfzehntes Kapitel.

Meine Ankunft in Giessen.

Ich hatte einen Ort verlassen, wo der Neid mich verfolgt, und die Kabale geängstet hatte, und ich kam wieder an einen Ort, wo dasselbe Loos mir beschieden war. Land, Stadt, und Gemeine war schon von bösen Gerüchten erfült. Ich war in aller Menschen Augen ein Irlehrer, und ein unmoralischer Mann, Dafür hatte H. D. Benner gesorgt.

Dieser Mann — ohngefähr 80 Jahr alt — ein wahres Genie — mit vielen Kentnissen versehen — ein guter Lateiner — ein wizziger Kopf — aber ganz gemacht, Lojola's Nachfolger zu werden — voller Ränke, und Intriguen — und in Seligkeit schwimmend, wenn er einen recht ängsten und quälen konte, — und beide Augen, wenn er lachte oder vielmehr grinzte, mit hundert Falten umkränzt — für mich das physiognomische Zeichen des falschen und tükkischen Menschen: — dieser Mann hatte gleich anfangs gegen meine Wahl protestirt, hatte eine hämische Vorstellung bei Hofe gegen mich eingegeben, hatte meine Leipziger Geschichte aufgewärmt, hatte aus meinem biblischen System eine Liste von Kezzereien extrahirt, und vorgestelt, daß durch mich die Universität in einen schlimmen Ruf kommen würde, hatte endlich — da der erleuchtete Kurator der Universität, der Herr v. Hesse, alle diese Bennerischen Attakken glüklich abgeschlagen, und meine Vokation durchgesezt hatte, — mich in der Stadt, und im ganzen Ländchen auf das häßlichste gekontrefeit, so daß alle Giesser Bürger vor mir sich schüttelten, und alle Pfarrer auf den Dörfern über die

Schikkung Gottes seufzeten, welche mit einem solchen bösen Mann das Land heimsuchte.

Diese Bennerischen Insinuationen hatten nun so heftigere Wirkung gethan, da sich in seiner Person alles vereinigte, was die Herzen der Einfältigen zu täuschen, und zu bethören erforderlich war. Er war ein alter Greis, den sein hohes Alter schon überal ehrwürdig machte. Er war der vornehmste Mann im ganzen Oberfürstenthum Hessen, als erster Professor und Generalsuprintendent. Er galt dabei für den heiligsten Mann im ganzen Lande. Denn wenn die Betglokke zum Vater Unser kommandirte; so war er gewöhnlich auf der Gasse (das wuste er so einzurichten,) und blieb beim ersten Anschlage, wie vom Blizze gerührt stehn, hielt mit großer Devotion seinen Hut vors Gesicht, und betete — wenigstens vier Minuten lang an seinem Vater Unser. Endlich, was das wichtigste war, er hatte seit beinahe 50 Jahren in Giessen als Professor gestanden, hatte Neubauern, Rambachen, den Kanzler Pfaff, Stephen, Müllern, und Gott weiß wie viele, todt geärgert, hatte sich im ganzen Lande Ansehn,

und

und Furcht erworben, hatte überal, in allen Kollegiis, in allen Aemtern, auf allen Pfarreien Schüler sizzen, die ihn noch von ihren Studentenjahren her vergötterten. Man denke, was ein solcher Mann ausrichten konte.

In der That war Stadt und Land von ihm so alarmirt, daß wirklich schon bei Hofe die Frage gewesen war, ob man das Regiment (es stund in Giessen ein Regiment von mehr als 1600 Mann) nicht beordern solle, für meine Sicherheit zu sorgen. Denn alle Bürger und Bauern schimpften und fluchten öffentlich auf mich und auf die, welche an meiner Berufung schuld waren Und in den lezten Tagen vor meiner Ankunft erschol mein Name auf allen Bierbänken mit lauten Verwünschungen.

Ich wußte von dem allen nichts, und erfuhr auch nur den kleinsten Theil von dem Unheile, was der alte Jesuit gestiftet hatte, aus dem Munde des D. Bechtold, in dessen Wohnung ich abstieg, und mit den Meinigen einen Tag verweilte, bis ich meine Predigerwohnung nothdürftig ein-

gerichtet hatte. Und es war mein Glük, daß ich so wenig unterrichtet war. Denn wie leicht hätte mich meine Hizze verleiten können, durch gesellschaftliche Aeuserungen, oder wol gar in der Anzugspredigt durch Ausfälle auf den alten Verläumder das Uebel ärger zu machen, und meinen Feinden die Waffen selbst in die Hände zu geben.

So ward meine Ruhe mein Sieg, und zwar ein Sieg, der nie so glänzvol, noch nie von einem Kezzer über einen Orthodoxen ist errungen worden. — Ich hielt, gleich den ersten Sonntag nach meiner Ankunft in Giessen, meine Anzugspredigt. D. Bechtold hatte mir blos von weitem zu verstehen gegeben, daß meine Orthodoxie unter der Gemeine ein wenig verdächtig sey. Dies bewog mich, dieser Predigt einen Anstrich zu geben, der diesen Verdacht zernichten konte. Und man weiß ja wol, was zu diesem Anstriche gehört. Man darf ja nur à la Lavater den Namen Jesu recht oft ertönen lassen; so ist der große Haufe schon überzeugt, daß man ächtes Christenthum lehre. Ich that, was die Klugheit gebot, und was meinen eignen Ueberzeugungen eben so gemäß war.

Ich machte eine recht christliche d. h. Christusvolle Predigt, welche laute und untadelhafte Bekentnisse der Hauptlehre des Lutherthums enthielt, und übrigens, durch Inhalt und Ausdruk, so rührend war, daß sie unwiderstehlig von Herzen zu Herzen gehen mußte.

Mit dieser Predigt trat ich auf. Meine Kirche war so vol, daß die Leute bis vor den Kirchthüren stunden. Die Neugierde hatte, von den Dörfern so gar, Menschen herbei gezogen. Man wolte doch einmal hören, was so ein böser Kezzer sagen würde. — Da ich mein Gebet im langsamen, und feierlichen Tone begann, und hohe Andacht aus meinen Augen strahlte, und in meiner bebenden Stimme hörbar ward, siehe, da entstund eine Stille unter dieser gepreßten Menge, und eine Aufmerksamkeit, und eine Unbeweglichkeit, als wenn alles versteinert wäre. Kein Fuß rührte sich. Kein Mensch räusperte sich. Kein Auge verwandte sich. Manchen entfiel so gar eine Thräne. — Und so — dauerte Andacht, und Stille bis zu Ende der Predigt. So ward durch eine Predigt die ganze Gemeine bewegt, und gewonnen. So

ward durch eine Predigt das ganze Volk umgewandt.

Es war zum Erstaunen, wie sich alles verändert hatte. Noch vor wenig Stunden war mein Name stinkend gewesen unter allem Volk, und jezt hörte man nichts als Lobsprüche, und Segenswünsche. Noch vor wenig Stunden hatte man mich gelästert, und jezt schmählte man schon auf den Mann, der mich verläumdet hatte. Mit einem Worte, diese Predigt schlug alles mit einemmale nieder, was Benner in vielen Wochen böses gestiftet hatte. Und ich hätte an dem Tage keinem Menschen es rathen wollen, von mir ein nachtheiliges Wort zu sprechen: der Pöbel hätte ihn gesteinigt.

O möchten doch junge Kandidaten, die dies lesen, dieses merkwürdige Beispiel zu Herzen nehmen, und hier lernen, was für Wunder die äuserliche Beredsamkeit thut. Möchten sie doch endlich einmal aus der scheuslichen Trägheit sich wekken lassen, mit welcher sie bisher die Gabe des Vortrags vernachlässiget haben.

Ich habe es oft gesagt, und werde es dreist noch ferner sagen: es ist Schande für alle unsere Kuratoren, daß sie weder auf Schulen, noch auf Universitäten Veranstaltungen treffen, durch welche eine gute Deklamation und Aktion unsern jungen Leuten mitgetheilt werden kan. Denn augenscheinlich komt, nach der algemeinen Erfahrung so wol, als nach dem Urtheile aller Kenner unter den Alten und Neuen, auf das Aeuserliche der Beredsamkeit weit, weit mehr an, als aufs innerliche. Und es ist augenscheinlich, daß ein guter äuserlicher Redner auf Erleuchtung, Bildung, und die ganze Moralität seiner Gemeine hundertmal mehr wirkt, als ein anderer, der die beste Predigt wie eine Schlafmüzze herbetet oder herheult, daß die Klugen sich ekeln, und die Einfältigen gähnen.

Meine Anzugspredigt konte nie die erstaunende Veränderung in den Gesinnungen des Volks hervorbringen, wenn nicht die Almacht der äuserlichen Beredsamkeit die Herzen bezaubert, und hingerissen hätte. Das war es eigentlich, was der große Haufe anstaunte, was ihn erschütterte, was ihm Bewunderung und Achtung einflößte. Sie

hatten so was in ihrem Leben nicht gehört. So ein mittelmässiger Deklamator ich bin; so war ich doch dort eine Seltenheit, wo die Saalbaderei zu Hause ist. Denn in Giessen, so wie im ganzen Umkreise, war nicht ein einziger erträglicher Prediger zu hören, und zu sehen. Der D. Benner selbst krehte wie ein Hahn, und schüttelte alles aus dem Ermel, weils für die Giesser, wie er meinte, gut genug war. Der D. Bechtold hatte nur zwei Töne, welche zwei Oktaven auseinander waren. Mit dem Tiefen deute er sein Piano aus, mit dem höhern aber sein fortissimo, so daß einem die Ohren weh thaten. Und so waren alle unter aller Kritik. Was Wunder, daß ich so starke Eindrükke machte, da ich einen lichtvollen, und zugleich rührenden Vortrag mit einer wenigstens angemeßnen, und richtigen Deklamation begleitete.

Diese Predigt war wirklich ein Nagel zu dem Bennerschen Sarge. Denn sie hat ihn so geärgert, da er hörte, daß alles Volk für mich eingenommen war, daß er viele Tage lang einen Durchlauf bekam, welcher bei ihm gewöhnlich auf Aergerniß zu erfolgen pflegte, und den ich in den vier

Jahren, die ich in Giessen zubrachte, oft genug habe verursachen müssen.

Ein sonderbarer Streich begegnete mir bei dieser Predigt, der aber keine übeln Eindrükke mehr machen konte, weil die Gemeine einmal schon für mich gewonnen war. — Ich fragte nämlich den D. Bechtold sorgfältig um alles das, was zur Form des Gottesdienstes gehörte, um nicht durch eine Ungewöhnlichkeit Aufsehen zu erregen. Er unterrichtete mich auch in allen Stükken ehrlich, und befriedigend. Als ich aber von der Kanzel kam, und gleichsam im Triumpf durch das Volksgedräng in meine Sakristei einging, war ich minder glüklich mit den Bechtoldischen Belehrungen. Ich fragte, wie hier der Segen gesprochen würde, ob gerade so, wie in Sachsen? Und er — statt mir zu sagen, daß er hier nicht wie in Sachsen gesungen, sondern gebetet würde — fertigte mich mit einem blossen Ja ab. Ich ging also an den Altar und fing an, da das Chor die Vorkollekte endigte, den Segen zu intoniren, wie ich es in Leipzig gethan hatte. — Man stelle sich vor, wie das die Gemeine frappiren mußte, welche in ihrem

Leben keinen Segen hatte singen hören. — Der D. Bechtold lachte schalkhaft, da ich zurük kam, und entschuldigte sich damit, daß er das „eben so" in meiner Frage, von dem Inhalte des Segens, nicht aber von dem Vortrage desselben verstanden habe.

Der Erfolg war nun, daß ich, mit der Liebe der Gemeine, auch unter den höhern Ständen Freunde, und Gönner bekam — daß der Kredit des alten Benners zur äusersten Tiefe hinabsank — daß von nun an seine leere Kirche noch leerer, und meine beständig vol wurde, — und daß der Hof nun desto mehr wolwollender gegen mich ward, da ich die gefürchtete Unruhe so glüklich besiegt hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Meine Lage in Giessen.

Ich muß es aufrichtig gestehn, daß ich nie eine glüklichere Lage gekant habe, als die war, in wel-

cher ich mich hier versezt sahe. Wolte Gott, ich hätte sie damals so zu schäzzen gewust! — Wenn ich in Giessen blieb, und was ohnfehlbar geschah, endlich bis zur ersten Stelle hinauf rükte, und mein Schriftstellerverdienst dabei so hoch brachte, wie ich es nach und nach hätte bringen können; so hätte ich mit keinem Fürsten zu tauschen Ursache gehabt. — Aber ich kante leider damals nur das Gute, was ich hatte, besaß aber nicht Erfahrung genug, um es mit dem scheinbar Bessern verglei⸗chen zu können. — Hätte ich die Weltkentniß gehabt, die ich jezt habe; so hätte ich jede andere Vokation zu den glänzendsten Aemtern ausgeschla⸗gen, und wäre nie darauf gefallen, Giessen zu ver⸗lassen. — Die Lage war unverbesserlich.

Der Ort selbst zwar hatte nichts reizendes. Giesen ist ein kleines Städtchen, in welchem man kein Duzzend recht schöner, und moderner Häuser findet. Auf den Gassen ist Schmuz. Die Mist⸗haufen liegen vor den Häusern. Keine Straße ist gerade. Die Wälle sind fast überal höher als die Häuser, daher die Stadt in ihren Wällen wie ver⸗graben liegt, und der Mangel einer freien Cirku⸗

lation der Luft, viel Gestank, und ungesunde Dünste verursacht. — Es ist ein unverzeihlicher Fehler der Landespolizei, daß man nicht, wie in Leipzig, die Wälle demolirt, und in Gärten verwandelt. Dies würde der Stadt Schönheit verschaffen.

So schlecht übrigens der Ort ist, so viel Vorzüge besizt er für seine Einwohner. Der erste Vorzug besteht in der Wolfeilheit. Ich bezahlte damals nach Weinachten das Pfund Kalbfleisch mit zwei bis drittehalb Kreuzern, und trank einen genießbaren Rheinwein für drei bis vier Bazzen. Und so war nach Proportion alles übrige. — Ich hatte, wenn ich die baare Besoldung, welche nicht mehr als sechzig Dukaten oder 300 Gulden betrug, mit der Naturalbesoldung, an Holz, Früchten u. d. genau zusammenrechnete, nicht mehr als 900 Gulden d. h. hundert Luisd'or Einnahme. Aber ich lebte mit dieser Einnahme besser, als ich in Halle mit 1000 Thalern zu leben im Stande bin. Ich unterhielt mein Weib mit drei Kindern, einer Kindfrau, einer Köchin, und hernach auch einen Kutscher mit zwei Pferden, und hatte doch

noch jährlich bei funfzig Gulden übrig. — Was konte ich also erübrigen, wenn ich einst Venners Stelle erhielt, welche sich auf 2000 Gulden belief, und jährlich nur hundert Luisd'or mit Schriften erwarb?

Hierzu kam die Menge der vornehmen Einwohner, welche diesen kleinen Ort lebhaft, und geselschaftreich machten. Es war in Giessen nicht nur eine ziemlich besezte Akademie, welche bei zwanzig Familien ausmachte, sondern es befand sich auch eine ganze Regierung daselbst, welche aus einem Geheimden-Rathe, und vier bis fünf Regierungsräthen bestand. Dazu kam ein so starkes Regiment mit seinen Officiren. Und zu dem allen geselte sich noch eine Menge adlicher Familien, welche die Wolfeilheit des Orts hingezogen hatte, und die da ihr Geld verzehrten, weil sie mit wenigen sehr angenehm leben konten.

Die Menge solcher Einwohner, und 200 bis 220 Studenten, machten den Ort nahrhaft, und sezten einen Buchhändler in den Stand, sich da zu behaupten. Also fehlte es nicht an Litteratur,

welche noch ausserdem durch erleichterte Korrespondenz gewann. Denn es durchkreuzten sich da Posten, und Frachtwagen in Menge, weil Giessen zwischen Frankfurth, Wezlar, Marburg, so in der Mitte liegt, daß die großen Straßen von Kassel nach Frankfurth, und von Wezlar nach Leipzig da durch gingen.

Das volkommenste unter allen aber war die ökonomische Verfassung der Universität. — Wir waren da völlige Herren über die schönen Güter der Akademie. Wir hatten die Einnahme, die ein Sekretarius verwalten, und verrechnen mußte. Wir lehnten unsere Kapitale aus. Wir kauften Güter. Wir führten die Kasse. Wir liessen Geld holen, wenn wirs brauchten. Selbst ein viertel Jahr voraus, konten wir die Besoldung holen lassen. — Die ganze jährliche Einnahme bestund ohngefähr in 23000 Thalern, welche wir stäts in unserer Gewalt behielten. Der Landgraf machte einigemal Mine, unsere Kapitale an sich zu ziehen, aber wir thaten herzhaften Widerstand. Er hatte nichts darüber zu befehlen, als daß er alle Jahre einen Kommissar ernante, welcher uns die Rech-

nungen abnehmen, und acht haben mußte, daß die Gelder ordnungsmäßig verwaltet wurden. Der Landesherr vergab die Stellen, und die Pensionen; aber die Akademie verwaltete sie, und zahlte sie aus. Die geringste Stelle betrug 600 Gulden mit Einschluß der Naturalbesoldung. Vergleicht man damit die Wolfeilheit des Orts, so wird man Giessen vorzugsweise alma mater nennen müssen.

Mit Kollegiis war freilich nichts zu erwerben. Denn die Universität ward meistens nur von Landeskindern besucht, welche fast durchgängig arm waren, und ziemlich ohne Ausnahme die, welche Theologie studirten. Ueberhaupt zahlt auf kleinen Universitäten der Student vergleichungsweise am schlechtesten, weil da mehr, als auf großen, nach dem Applaus gehascht wird, welcher nicht anders als mit Verschenkung des Honorars zu erhalten ist. Daher verschenkt jeder, weil der Haufe ohnehin gering ist, und das Auditorium alzuleer wird, wenn die, denen mans nicht schenken wil, zu einem andern gehen, der eben diese Vorlesungen schon frei ausgeboten hat.

Mein Applausus war sehr gering. Mein Auditorium sah nie meiner Kirche gleich. In der Gemeine gings dem alten Benner, und meinem Kollegen Bechtold, wie Vater Horaz von den alten Jungfern sagt: parcius pulsant vetulae fenestras: aber in dem Hörsale hatte es eine andere Bewandniß. Die Studenten waren erstlich diese Leute einmal zu hören gewohnt. Zweitens kamen sie leichter zu Beförderungen, und durchs Konsistorialexamen, wenn sie die orthodoxen Hefte im Kopfe hatten, als wenn sie von moderner Theologie inficirt waren. Drittens war mit der Bennerschen, und Bechtoldischen Stelle die Kollatur verschiedner Beneficien verbunden (Bechtold z. B. war Stipendiaten-Ephorus) wodurch alle diejenigen, die an diesen Beneficien Anspruch haben wolten, gezwungen waren ihre Kollegia bei ihnen zu hören, und zu bezahlen. Daher mußte ich von dieser Seite nachstehen — woraus man die Lehre ziehen kan, daß die alten Jungfern sich fein befleissigen solten, Stipendia zu vergeben zu haben, wenn ihnen die jungen Mägdleins nicht alle Kundschaft nehmen sollen. — Ich laß im ersten halben Jahre über D. Benners Moral — worüber er

einigemal den Durchlauf bekam; ich selbst aber mir ohne Noth Feinde machte.

Uebrigens befand ich mich in Giessen in den ersten drei Jahren sehr zufrieden. Ich hatte genug, um bequem und angenehm zu leben. Ich stand in Achtung bei meiner Gemeine. Ich war zu keiner Arbeit genöthigt, als wöchentlich zu einer Predigt, die ich des Sonntags nachmittags ablegen mußte, und die ich auch allenfals durch einen Kandidaten versehen lassen konte, und — zu einer einzigen akademischen Vorlesung. Alle übrigen Geschäfte (ich laß zuweilen täglich 4 auch 5 Stunden) waren in meiner freien Wahl. Und der kleine gesellschaftliche Zirkel, den ich mir gewählt hatte, war so genießbar, als ich nie wieder einen gefunden habe.

Mein eigentlicher Busenfreund war der Kanzler Koch, ein Mann von dem besten Herzen, von recht guter Laune, und von ausgebreiteten, besonders Litterarischen Kentnissen. Er war ganz für die Freundschaft gemacht. Er war munter, scherzhaft, gefällig, und von festem Karakter. Mir

war er alles — meine fast einzige L'homberpartie — mein im Geschmak ganz mit mir sympathisirender Geselschafter — mein redlichster Freund — mein weisester, und treuester Rathgeber. Er liebte mich so herzlich, wie ich ihn. Und selten verging ein Tag, wo wir uns nicht am Gartengeländer sprachen, selten ein Abend, wo wir nicht von 8 bis 10 Uhr beisammen waren, er bei mir, ich bei ihm, und scherzten, oder über die Narrheiten der Welt unsere Glossen machten. Ein gut Glas Wein, und guter Knaster war seine Sache, wie die meine. Doch fing ich erst in Giessen an, weil kein Bier zu genießen war, mich an den Wein zu gewöhnen, welches mein Blut sehr alterirte, und mich nöthigte, alle drei Monat es abzuzapfen. — Glükliche Tage, ihr seyd dahin!

Indessen, es ist in der Welt nichts volkommen. Und es sei auch nach Gottes Willen nichts volkommen seyn, damit wir nicht zu sehr unser Herz daran hängen mögen. Mein liebes Weib mußte meine alzuheitere Lage zuweilen trüben, und mich an diese Warheit erinnern.

Wir lebten noch immer in der volkommensten Eintracht, aber ihre Krankheit war stäts dieselbe geblieben. Noch immer machte sie jede hübsche Frau besorgt, in deren Geselschaft ich kam. Noch immer kränkte sie jeder freundliche Blik, den ich verschenkte, jeder nach ihrem Geschmak zu freie Scherz, den ich in der Fröhlichkeit mir verzieh, jeder Schein von Vertraulichkeit, die ich genoß. Und noch immer ließ sie ihr Misfallen an solchen unschuldigen, aber ihre Eifersucht regemachenden Kleinigkeiten so sichtbar, und hörbar werden, daß man durch ihre Gegenwart genirt werden mußte.

Ja, sie fing jezt an, einige Schritte weiter zu gehen, als sie in Erfurt gegangen war. Sie wolte mit Gewalt, entweder alle wechselseitigen Scherze, und Vertraulichkeiten zwischen Herren und Damen verdrängen, oder wenigstens alle Weiber und Mädchen scheu machen, sich meiner Freundlichkeit zu nähern, und dieselbe mit ihr zu theilen. Daher verfiel sie auf den Einfal, in Geselschaften gerade-zu gegen Ehemänner zu deklamiren, welche ihre Weiber nicht achteten, und andere Weiber liebäugelten, und beküßten. Und eben so predigte sie

laut, daß sie es für höchst unanständig halte, daß Weiber und Jungfern mit Mannspersonen badinirten, und sich bald die Hände drükten, bald küssen ließen.

Es läßt sich begreifen, daß man über diese Moralistin große Augen machte. Denn man war zum Theil es gar nicht gewohnt, eine Dame als Gesezpredigerin auftreten zu sehen, und andern Theils fand man auch gar keinen Grund dazu, in den Sitten derjenigen Geselschaften, wo sie diese Rolle spielte. Denn der Giesser Ton war wirklich tadellos. Man lebte nicht steif und bigot, aber man war auch durchaus von der Frechheit, und Unverschämtheit entfernt, welche in einigen Erfurter Zirkeln mode war. Man sahe nie ein wilkührliches und freies Herumküssen, sondern es war höchstens erlaubt, beim kommen und Abschiednehmen sich zu embrassiren. Man hörte nie eine eigentliche Unfläterei, und nur selten kam eine ganz verdekte Zweideutigkeit zum Vorschein und ward, ob man sie gleich tolerirte, doch so schnel unterdrükt, daß sie nie einen herschenden Ton angeben konte. Mit einem Worte, es herschte in Giessen

wahre Sittsamkeit, bei einem freien und muntern Umgange.

Fast unvermeidlich mußte man sonach darauf fallen, daß die Sittenpredigerin nicht so wol für das Selenheil der Geselschaft eiferte, als vielmehr ihren eignen Eheherrn damit abschrekken wolte. Und in dieser Vermuthung bestärkte jeden das noch sehr große Feuer meines Temperaments, und die Reste derjenigen Freimüthigkeit, welche ich in Erfurt angenommen, und mit aller angewandten Mühe noch lange nicht so weit gemindert hatte, als es mein Stand erfodert hätte.

Und wozu waren am Ende auch Schlüsse nöthig? Man sahe es einigemal mit Augen, daß ich der Gegenstand der Moral war. Im Hause des Geh. Rath Mollenbek, eines im höchsten Grade verehrungswürdigen Greises, fügte sichs, daß ich mit der jüngsten Tochter (einem schönen und feurigen Mädchen) lebhaft, aber sehr anständig sprach, und sie bei der Hand hatte, und daß meine liebe Ehefrau erst einige Augenblikke mich ruhig ansah, dann aber plözlich anhub, eine so laute

und lange Predigt über die frechen Mädchen zu halten, welche Ehemänner zu bezaubern suchen, daß die ganze Gesellschaft erschüttert wurde, und meine Mollenbekkin eilte, ihre Hand zu retiriren, und die Unterhaltung mit mir abzubrechen.

In einen ähnlichen Eifer gerieth sie auch einigemal über die Gattin meines Busenfreundes, welche eine Mutter von neun Kindern, und das tugendhafteste Weib von der Welt war. Blos ihre Schönheit auf der einen, und ihre Lebhaftigkeit, die mit der meinigen sehr oft zusammentraf, auf der andern Seite, machte die Eifersucht meiner Ehehülfin rege. Sie hielt mich für verliebt in die schöne Kanzlerin, und jeder freundliche Blik, den ich ihr gab, und jede Artigkeit, die ich ihr sagte, bestätigte sie in dem Verdachte nicht, daß wir beide etwas lasterhaftes vorhätten, aber doch darinnen, daß wir mehr Zuneigung gegen einander fühlten, als sie es mit ihrem hohen Ideal von Tugend reimen konte.

Siebzehntes Kapitel.

Feinde.

Der D. Benner hatte seinen Kredit, und mit ihm, sein Vermögen, mir bei Hofe, und der Gemeine zu schaden, verloren, aber keineswegs seinen Anhang, und seine Intrige. Alle Studenten, die irgend von seiner Empfehlung abhängig waren, oder ihn einst zu ihrer Beförderung nöthig hatten, warnte er vor mir. In allen Programmen, die er zu schreiben hatte (und in Giessen war die Pedanterei, daß die Theologen ausser den gewöhnlichen Programmen noch auf alle drei hohe Feste eins schreiben mußten) stichelte er auf mich, und nahm jedesmal einen Saz aus meinen Schriften wörtlich, aber ohne meinen Namen zu nennen, und verkezzerte ihn. Und weil ihn seine eignen Rekkereien nicht befriedigten (denn seine Orthodoxie glich dem Bakofen, bei welchem er jung geworden war: er wolte sie immer in egaler Hizze erhalten) da wigelte er seine Anbeter auf, die ihm nicht besser hofiren konten, als wenn sie mich ins Gebet nahmen.

Unter diesen befand sich ein Prediger in Giessen, ein gewisser M. Schwarz, dem er hernach zum Metropolitanat in Buzbach verhalf. Dieser Mensch vereinigte den höchsten Grad von Dumdreistigkeit mit dem lächerlichsten Stolze. Unwissend in allen Fachen der Theologie, bildete er sich ein, überal als Kenner erscheinen zu können. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der so von sich eingenommen war, und es so wenig Ursach hatte. Dieser Schwarz mußte alle Augenblik ein paar Bogen zusammenstoppeln, und auf plumpe Art bald namentlich, bald ohne mich zu nennen, gegen meine Lehrsäzze zu Felde ziehen. Auch verging nicht leicht ein Sonntag, wo nicht Herr Benner mit diesem seinem Spiesgesellen von der Kanzel über Irlehrer seufzte, und die Gemeinde durch deutliche Winke vor mir zu warnen suchte.

Der Professor Schulz schien anfangs mein Freund zu seyn, als er aber des D. Benners jüngste Tochter, ihrer seltenen Fleischigkeit halber, ehelichte, wurde auch dieser anderes Sinnes, und — sezte zwar äuserlich die Freundschaft fort, benuzte sie aber, mich auszuforschen, und jedes un=

behutsame Wort dem Alten zuzutragen, und zu neuen Zänkereien Gelegenheit zu geben.

Sehr war ihm auch der Prof. Böhme ergeben, der sich aber nie von ihm zu Feindseligkeit gegen mich verleiten ließ. So hatte auch Herr Gazert, mehr Furcht als Achtung für diesen alten Jesuiten, so daß er zwar nie mit ihm Parthei gegen mich machte, aber auch nie Muth genug hatte, mein erklärter Freund zu werden, ohngeachtet er mir ins Gesicht sehr oft seine herzlichste Zuneigung versicherte. Höpfner und Jaup, waren neutrale Männer, doch hinkte ersterer mehr auf die orthodoxe Seite, wie das den meisten Juristen eigen ist, und war auch schon darum nicht recht mein Freund, weil er falsch gegen den Kanzler war, und folglich gegen meine so enge Verbindung mit demselben nicht gleichgültig seyn konte. Lezterer war darum für keine Partei, weil er zu sehr für die L'homberpartie war.

Bechtold haßte den Alten von ganzer Seele, aber er war doch auch nicht mein wahrer Freund. Er war auf der einen Seite zu sehr Egoist, der an

sich selbst für keine treue Freundschaft geschaffen ist. Und auf der andern Seite fühlte er zu sehr meine Ueberlegenheit, als daß er bei seinem Stolze, dem sie immer im Wege zu seyn schien, mich hätte aufrichtig lieben können. Hiezu kam, daß wir auch in Grundsäzzen zu sehr verschieden waren. Denn ich äuserte schon die freimüthigsten Urtheile über die Grundartikel der Dogmatik, und er hingegen war so ein blinder Verehrer des herkomlichen Lehrbegrifs, daß er zu meiner Zeit noch eine Reihe von Programmen schrieb, welche den intoleranten Titel führten: Deus Reformatorum sanae rationi et scripturae sacrae contrarius — und in denen er mit nonsensikalischem Gewäsch gegen die Prädestination eiferte, — ohne sich je zu besinnen, daß man mit eben so viel oder wol mit weit mehr Warheit über den Titel schreiben konte: Deus Bechtoldi — Benneri etc. sanae rat. et s. s. contrarius. — Sein Umgang war äuserst fad. — Nie aber spielte er den wärmern Freund, als wenn er mich bei vorfallenden Dissensionen, wo es zum votiren kam, auf seine Seite zu lenken, und meinen Wiz in Thätigkeit zu sezzen suchte, seine Sache zu verfechten, und in meinem Voto die Gegenparthei recht gestriegelt zu sehen.

Der einzige ganz neutrale Mann für mich, war der Prof. Diez, den Gott der Herr mit der glüklichsten Konstitution begabt hatte. Er war der wolgehaltenste Körper, den man sich vorstellen kan: fett, blühend, bei stätem Appetit und gesundem Schlaf, ohne alle Leidenschaft, und mit sich selbst im höchsten Grade zufrieden. Er schrieb zu meiner Zeit von der Sünde in den h. Geist, um schon auf dem Titel zu zeigen, daß er die Sache weit richtiger verstand, als seine Vorgänger, indem er mit wahrer Genauigkeit das *εις* durch in und nicht durch wider übersezte. — Ich selbst hörte ihn einmal über das Evangelium von der Austreibung der Käufer, und Verkäufer aus dem Tempel predigen, wo er das Thema ausführte, von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes. Es war mir frappant, wie ich dies Thema über diesen Text ankündigen hörte: aber er lehrte mich einen Uebergang, der allen meinen Wiz übertraf. Ihr höret hier, hub er an, wie Jesus die Käufer ꝛc. — austreibet. Und so M. F. treibet ja auch der h. Geist mit der Geissel des göttlichen Wortes, die Käufer und Verkäufer der Sünden, und Laster aus dem Herzen der Men-

schen, um sie als den Tempel Gottes zu fegen, und zu reinigen. — —

Einen heimlichen aber desto hämischern Feind bekam ich, als ich Beisizzer des Konsistorium wurde, an dem Herrn (v. Zahn, glaube ich) welcher in diesem Kollegio präsidirte. Er war von der Parthei der Frommen, und folglich ein Anbeter des Herrn Benner. Sein Aeuserliches war ganz Sanftmuth, Freundlichkeit, und Politesse. Und alle seine Reden athmeten Religiosität. Aber in seinem Herzen war gränzenloser Stolz, und hämische Intrige. Ich wurde, gegen sein und Herrn Benners Gutachten, Konsistorialis, und mußte das vom ersten Tage an empfinden. Er würdigte mich nicht einmal einer Einführung, und theilte nie die geringste Arbeit mir zu. Und ich — duldete diese Feindseligkeiten, weil ich ohnehin genug zu kämpfen hatte, (denn ich wurde von allen Seiten genekt, und chikanirt) und der Klugheit gemäß den Hof nicht zu viel behelligen mochte.

Indessen lernte ich bei diesem thätigkeitlosen Amte eine historische Bemerkung, die mir sehr

werth ist. Ich fand, da ich einige Jahre im Konsistorio gesessen hatte, eine Sache merkwürdig, über welche schon mancher weggesehn haben mochte, nämlich daß aus einem ansehnlichen Landstriche, der Vogelsberg genannt, gar keine Fornikationsfälle einliefen, da doch aus allen übrigen Ortschaften alle Jahre Hurerei, und Ehebruchssporteln zu erheben waren. Dies hielt ich einer genauern Untersuchung werth, und entdekte folgenden Grund. Der Vogelsberg ist eine rauhe und gebürgigte Gegend, welche ohngefähr dreizehn Dorfschaften in sich faßt. Das Land ist unfruchtbar. Die Leute haben daher wenig Viehzucht. Kartoffeln sind ihre tägliche Speise. Hier und da wird etwas Rübesaat erbaut, von deren Oehle sie ihre Kartoffeln fett machen. Die wenige Butter, die sie erzeugen, wird verkauft, um die Abgaben zu bestreiten, die sehr gering sind. Dabei sind die Einwohner gesund, und ausserordentlich stark. Die Mädchen reifen oft schon im dreizehnten und vierzehnten Jahre. — Hier nun ist durch die natürliche Lage aller Luxus verbannt. Und das ist die glükliche Ursache der Erleichterung der Ehen. Wenn der Bube sich fühlt, so sieht er sich nach ei-

nem Mädchen um, die sich auch fühlt. Und sie heirathen sich frisch weg, weil sie nichts von dem allen zu bedenken haben, was bei uns andern Menschenkindern zu bedenken ist. Sie dürfen nicht fragen, wie sie standesmäßig leben, wie sie Weib und Kind ernähren wollen. Kartoffeln und Rüböhl findet sich bei mässiger Arbeit, und mehr brauchen sie nicht. Und daher kam es, daß unter diesen glüklichen Einwohnern alle Art der Unzucht unbekannt war. Im Vogelsberge gab's keine Huren, weil die Verbannung des Luxus die Ehen erleichterte. — Aber beiläufig noch eine Merkwürdigkeit aus diesem Ländchen! — Man fand bei keinem Bauer mehr als zwei Kinder. Was meinen meine Leser, warum? Die Ursache war, weil das dritte Kind, nach altem Herkommen, dem Landesherrn leibeigen war. Daher machten die Schelme nie mehr als zwei. Starb eins, so war das bald wieder ersezt. Aber so lange die zwei lebten, wußte sich der Bauer vor dem dritten zu hüten. — Beide Anekdoten, denke ich, sind für Gesezgeber betrachtenswerth.

Noch muß ich eines Feindes gedenken, den mir der D. Benner zugezogen, und der D. Bech-

told durch Verhezzung gefährlich gemacht hat. Es war ein gewisser Obrist Müller, wie man ihn nannte, welcher zu allen Geschäften verdorben, in allen Wissenschaften ein Idiot, und selbst körperlich durch die Fatiguen der Liebe abgestumpft, und unbrauchbar war. Diesen Menschen hatte man zum Baumeister gemacht, und so kam auch ich mit ihm dadurch in Konnexion, indem er die öffentlichen Gebäude, dazu auch meine Predigerwohnung gehörte, in seiner Besorgung hatte. Schon oft hatte er mir seine Ungnade fühlen lassen, wenn ich um die oder jene Verbesserung in meinem Hause nachsuchte, indem er allemal durch seinen Bericht meine Wünsche vereitelte. Einigemal klagte ich über seine Partheilichkeit, und er rächte sich damit, daß er mich beschuldigte, daß ich selbst das Gebäude ruinirte. Daraus würde nun weiter kein Unglük entstanden seyn, wenn mir nicht von dem D. Bechtold die Klatscherei ins Ohr geraunt worden wäre, daß der Obrist Müller von mir gesagt habe, ich hätte absichtlich die Wände mit Menschenkoth beschmirt, um über unflätige Beschaffenheit meiner Wohnung klagen zu können. Dadurch geschah, was er wünschte. Ich ward

hizzig. Ich schrieb dem Obersten ein Billet, worin ich ihn so lange für einen niederträchtigen Verläumder erklärte, bis er das Gesagte beweisen oder wiederrufen würde. Diese Hizze würkte Rache. Der Obrist Müller wandte sich, mit einer heftigen Klagschrift, unmittelbar an den Landgrafen nach Pirmasens — welcher bekantlich schwachen Geistes war, alle Nachte Geister sah, welche die Heidukken mit Karbatschen wegjagen mußten u. s. w. — und brachte es durch allerlei Vorspiegelungen, und Verdrehungen der Sache dahin, daß eine Kabinetsordre — ohne daß ich gehört wurde, — mich zu einer öffentlichen Abbitte verurtheilte, welche vor dem versammelten Regimente unter freiem Himmel geschehen solte. — Durch solche Schurkenstreiche ward ich geängstet!

Ich war in Gefahr, Amt und Brod zu verlieren. Denn nie hätt' ich mich entschlossen, als Unschuldiger dem Schuldigen, und noch dazu einem solchen nichtswürdigen Menschen, und auf eine so entehrende Art, Abbitte zu thun. Lieber wäre ich aus dem Lande gegangen. — Mein Freund Koch, vermittelte die Sache, daß sie mit einer schriftlichen Erklärung abgethan wurde.

Achtzehntes Kapitel.

Freunde.

Ich würde Alphabethe füllen müssen, wenn ich alle die kleinen Kabalen, und Hezzereien erzählen wolte, mit welchen die Bennersche Parthei mich unaufhörlich beunruhigte. Denn es verging fast keine Woche, wo ich nicht, bald durch eine giftige Ausstreuung (wie die oben erwähnte Müllersche war) geärgert, bald in Cirkularen durch hämische Vota gereizt, bald bei einem Gesuche chikanirt, bald in einem Programma verkezzert, bald in einer Predigt durchgehechelt, bald durch Insinuationen bei Hofe geängstet wurde. Mein ganzes Leben in Giessen war, wie in Erfurt, Kampf und Verfolgung. Und doch — lebte ich gröstentheils vergnügt. Mein Temperament auf der einen Seite, und meine Freunde auf der andern machten dies mir möglich, was jedem andern, der nur zu einiger leidenschaftlichen, und anhaltenden Empfindung des Uebels geneigt ist, unmöglich gewesen seyn würde.

Unsterblichen Dank hier noch einmal meinem Koch, der mit so viel Weisheit mich leitete, mit so viel Muth mich verfochte, mit so viel Beredsamkeit mein Feuer milderte, mit so viel Kraft mich tröstete, wenn ich in einzelnen Augenblikken zur Schwermuth hinabsank. — Ich habe noch manchen weisen, und treuen Freund in der Welt gefunden, aber keinen so volkommen — wie ihn.

Er war auch schier mein einziger Geselschafter. Denn er konte ohne mich so wenig leben, als ich ohne ihn. Und ich war ihm nicht nur in seinen müssigen, und der Fröhligkeit gewidmeten Stunden unentbehrlich, sondern auch bei seinen Geschäften, und Unternehmungen. Alle seine gelehrten Arbeiten theilte er mir mit, und fragte mich in Dingen um Rath, die ich verstand, und wo Scharfsinn, philosophischer Blik, Sprachkentniß, Geschmak, u. d. erforderlich war. Und eben so hörte er mein Gutachten, wenn in Oekonomie oder Negozen oder Universitätssachen etwas zu überlegen war.

Unser dritter Mann war sehr oft und gewöhnlich ein gewisser Regierungsrath Adolphi, den

den Gott mit keinem großen Genie, aber mit einem schlichten Verstande, und recht gutem Herzen begabet hatte. Er war ein Schüler des Kanzlers, und wußte sich so in seine Launen zu finden, daß er ihn nach mir am meisten liebte. Seine Haupttugenden waren Sanftheit und Gefälligkeit.

Ausser diesem Zirkel, in welchen sich selten nur, der uns beiden ungenießbare Bechtold, Nachbarschafts halber mit einschlich, (denn unsere Wohnungen gränzten so, daß wir uns alle Tage am Gartengeländer sehen mußten) hatte ich keinen Menschen in Giessen, mit dem ich einen nur einigermaßen vertrauten Umgang unterhalten konte, als den Bergrath Baumer.

Das war noch ein Mann von gutem alten Schrot und Korn. Er hatte Genie, gründliche Kentnisse, gesunden Mutterwiz, und eine höchstglükliche Laune. Er lebte als wahrer Philosoph, nahm an keiner Kabale Antheil, ließ die Narren sich zanken und raufen, zog sich kein Uebel sehr zu Gemüthe, war immerdar heiter und zufrieden, aß und trank gern etwas gutes, verstand sein Glas

Rheinwein, floh alle große Gesellschaften mit allem, was zum Luxus gehört, und wartete seines Amts, und seiner Patienten mit strenger Gewissenhaftigkeit.

Dieser Baumer war mein wahrer Freund, und zugleich mein Hausarzt. Unsre gewöhnliche Unterhaltung (wir besuchten einander etwa alle vierzehn Tage) war Spott über die Thorheiten der Welt. Und ich muß gestehn, daß ich diesem großen Arzte einen Theil meiner Aufklärung verdanke. Er erzählte beständig, bald Geschichten der Intrige, wo ich Klugheit und Unklugheit unterscheiden lernte, bald Geschichten seiner eignen Verirrungen, und besonders seines Wahnglaubens in jüngern Jahren, und wie er nach und nach in der Religion richtigere Einsichten erlangt habe, wo ich selbst meines noch hegenden Wahnglaubens an gewisse Grundartikel der Dogmatik mich heimlich schämen lernte, bald Geschichten aus der Geisterwelt, welche mich über Wunder und Erscheinungen nachdenken, und an ihnen die Farbe der Mährchen kennen lehrten.

Von leztern wil ich eine anführen, weil sie mich zuerst auf eine weit gehende Spur brachte.

Baumer hatte ehemals in Erfurt gelebt, und von einem Hause gehört, welches seit sechs Jahren kein Mensch bewohnt hatte, weil es in demselben so spüken solte, daß niemand im Stande war, mit Ruhe darinnen zu bleiben. Es war ein Haus, welches 4000 Thaler werth war, und um der angezeigten Ursache willen für 700 Thaler ihm angeboten wurde. Er als Philosoph besann sich keinen Augenblik, es zu kaufen, und den Gespenstern den Krieg anzukündigen, obgleich ehedem auch schon Leute dasselbe besessen, und wieder verlassen hatten, welche von Philosophie Profession machten. Nachdem er es an sich gekauft hatte, begab er sich mit seinem Famulus hinein, und fand nichts, was ihn hätte abschrekken können. Er ließ die Zimmer reinigen, und bewohnbar machen, und zog, da seine Frau und Kinder eher sterben, als ihm in die Geisterwohnung folgen wolten, mit seinem Gehasi allein in dieselben. Beide versahen sich mit Gewehr, wenn etwa die Gespenster körperlich seyn solten, und legten sich den ersten Abend, bei hellem Mondenschein, auf ihre Betten, welche sie auf einem großen und weiten Vorsaale absichtlich aufgeschlagen hatten. Sie lagen lange und vernahmen

nichts. Endlich aber bemerkten sie im Hinterhause ein Gepolter, das immer näher kam. Sie ermunterten einander zur ruhigen Aufmerksamkeit. Das Getöse ward stärker. Bald ward es im Saale selbst hörbar. Es war als wenn Menschen einander jagten, und Tische und Stühle über den Haufen werfen wolten. Die bei Nacht stärkere Lebhaftigkeit der Phantasie vergrößerte die sinnliche Wahrnehmung. Aber die Philosophen liessen sich nicht irre machen. Sie sahen, und sahen, und entdekten endlich beim Mondlicht — Thiere. Jezt ruft Baumer seinem Gehülfen zu, und jeder springt auf seiner Seite mit blankem Degen auf, und haut martialisch unter die Thiere hinein, und — in wenig Augenblikken ist das Gespenst verjagt, und die Ruhe hergestelt. Sie legen sich hierauf schlafen, und untersuchen am Morgen den Vorgang. Einige Stühle waren von ihrem Plaze bewegt, und auf dem Erdboden sahe man Blutflekken, welche Verwundung anzeigten. Nun war die Vermuthung bestätigt, daß Thiere den Lärm verursacht hatten. Baumer ließ Zimmerleute holen, und überal wo man nicht mit hellen Augen sehen konte, einreissen. Und so fanden sie am Hin-

tergebäude ein altes Gemäuer, das vielleicht seit hundert Jahren verschüttet gelegen hatte, bei dessen Aufreissung sie ein Schok Jltisse hervorspringen sahen, die seit vielen Jahren da genistet, und das Haus bei Nachtzeit, wenn sie auf Eßwaren Jagd machten, verunruhiget hatten. Nun zerstörte er dieses Nest, und endigte alle Spukereien, die das Haus in so bösen Ruf gebracht hatten. Und seine Philosophie ward durch einen höchst wolfeilen Hauskauf belohnt.

Bei dieser Geschichte machte mein alter Baumer verschiedene Bemerkungen, die mir aufs Herz fielen. Er erinnerte, wie wenig man sich auf sinnliche Warnehmungen verlassen könne, wenn man sie nicht mit vieler Vorsicht, Entschlossenheit und ausdauernder Untersuchung begleite. Er hieß mich erwägen, wie wenig man selbst auf die glaubwürdigscheinendsten Zeugen rechnen könne, wenn sie wunderbare Dinge berichten, wofern man nicht gewiß sey, daß diese Zeugen ihre sinnlichen Warnehmungen mit Sorgfalt angestelt, und mit philosophischer Strenge untersucht hätten. Und er sezte lächelnd hinzu, daß die lieben Herren Theolo-

gen ein schweres Stük Arbeit bekommen dürften, wenn man ihre biblischen Wundergeschichten, und deren Zeugen nach diesem Maasstabe prüfen wolte. — Dies Gespräch eines philosophischen Arztes brachte die ersten Keime des Unglaubens in meine Seele, die erst viele Jahre hernach aufbrachen, und durch Verwerfung alles Uebernatürlichen reiften.

In Darmstadt — hatte ich mehr Freunde, aber auch nicht wenig Feinde. Die meisten Geistlichen daselbst waren armselige Saalbader, die an der Orthodoxie und an Bennern hiengen, wie die Klette in den Haaren. Diese und alle, welche der Geistlichkeit ergeben waren, machten eine Parthei, die gegen mich würkte, aber mehr nicht vermochte, als Anekdoten haschen, und Bennersche Erdichtungen ausbreiten, mit dem Sprichwort bekannt: calumniare audacter: semper aliquid haeret.

Unter den geheimen Räthen konte ich den Herrn v. Hesse, eigentlich meinen Freund nennen. Das war ein Mann von Genie, Kentnissen, und

Geschmak. Sein einziger Fehler war Eitelkeit. Er wußte zu sehr, daß er Kopf hatte, und die andern übersah, und überließ es zu wenig andern Leuten, sein Gutes zu finden, und bekant zu machen. Herr Mark, ein Mitarbeiter an der algemein deutschen Bibliothek, war sein Vertrauter. In seinem Hause war Steifheit, und Etikette verbannt. Ich logirte bei ihm, wenn ich in Darmstadt war, und genoß eines traulichen Umgangs. Seine Protektion schüzte mich gegen viele Kabalen.

Aber meine größte Stüzze war die große Landgräfin von Hessen Darmstadt, welche Friedrich der Große selbst verehrte, und sie für eine der weisesten und vortreflichsten ihres Geschlechts erkante. Sie lebte von ihrem schwachen Eheherrn getrennt, und duldete mit Großmuth seine Maitressen. Ihre Beschäftigungen waren, philosophische Lektüre, eine weitläuftige Korrespondenz selbst mit Friedrich dem Großen, und — Wolthätigkeit. Diese Dame war meine wärmste Freundin. Ich bewahre noch ihre Briefe, die sie mir schrieb, als ein Heiligthum. So lange sie lebte und Einfluß behielt, konte keine Verfolgung mir schaden,

und keine Verleumdung bei Hofe Gehör finden. Und nie — nie würde ich Giessen verlassen haben, wenn sie nicht so bald die Welt verlassen, und der allfarbigte Moser das Ruder in die Hände bekommen hätte.

Bei einem Falle, wo ich im höchsten Grade unrecht leiden mußte, konte mir doch weder die Landgräfin noch der Kurator Hülfe leisten. Nach langem Zögern und vielfältigen Kabalen, die gegen mich gespielt wurden, hatte endlich ein gewisser Kandidat Ouvrier, welcher mit als Informator der fürstlichen Kinder angestelt war, die dritte Stelle in der Fakultät nebst der damit verbundenen Superintendur erschlichen. Die Dekrete wurden ausgefertiget, und ich erhielt, wie ich glaubte, zu meiner Entschädigung, die Burgpredigerstelle nebst der schönen Wohnung, welche damit verbunden war. Herr Bechtold hatte eine Tochter des Geh. Raths Milrenberger zur Ehe, und erfuhr durch seinen Schwiegervater, daß die ergangnen Dekrete noch vielem Widerspruche bei Hofe unter=

worfen wären. Diese geheime Nachricht benuzte er dazu, daß er mich beredete, auf das eilfertigste meine Wohnung zu verlassen, und die mir angewiesene Burgpredigerwohnung zu beziehen. Dies war sein Vortheil. Denn wenn ich mir Zeit nahm, und weniger übereilt das Dekret befolgte, so kam indes das erfolgte Widerrufungsdekret an, und dann hätte ich die Wohnung behalten, welche ich bereits mit vielen Kosten nach meiner Bequemlichkeit eingerichtet hatte. Denn das große Superintendurhaus hatte zwei Abtheilungen, deren beste mir war eingeräumt worden. Da also Herr Bechtold sahe, daß ich mich nicht vertreiben lassen, und er mit dem schlechtern Hause würde fürlieb nehmen müssen; so verheelte er mir die ihm bekante Veränderung, und verleitete mich zum Ausziehen, um geschwind von meiner schönen Wohnung Besiz zu nehmen, die ich nun verlassen hatte.

Ich betrieb alles hastig, und mit Unruhe. Heute kam das Dekret, übermorgen bezog ich die neue Wohnung, und noch in derselben Woche war sie schon mit Wandschränken, Tapeten und allen den neuen Dingen versehen, die meine Liebe zur

Reinlichkeit, und Bequemlichkeit erheischte. Nach acht Tagen kam neue Ordre. Es hieß, es sey durch einen Irthum des expedirenden Sekretairs geschehen, daß mir die mit der dritten Stelle von jeher verbunden gewesene Burgpredigerstelle nebst der Wohnung wäre zugetheilt worden: ich solle also solche unverzüglich wieder räumen, und meine alte Wohnung behalten. Dieses Dekret sezte mich in die äuserste Verwirrung. Es war der größte Triumph für meine Feinde. Es war ein ansehnlicher Schade für meinen Beutel. Es war die möglichste Verschlechterung meiner häuslichen Lage.

Ich bot Himmel und Erde auf, diesen Unglüksschlag abzuwenden. Ich schrieb an die Landgräfin. Ich wandte mich nach Pirmasens. Ich that überal die rührendsten Vorstellungen: „ich „würde vor der ganzen Stadt lächerlich gemacht: „ich sey einmal eingezogen; hätte 120 Gulden „Kosten verwendet: es wäre der Ruin meiner Mo„bilien: ich müste nun die abscheulichste Wohnung „beziehen, da Bechtold meine vorige Wohnung „schon eingenommen hätte; Ouvrier verliere ja „nichts an Einnahme, wenn er meine Prediger-

„Stelle behielte, die ihm im ersten Dekret zuer„kant war: u. s. w.“ Alles war umsonst. Es kam wiederholter Befehl. Ich schrie nochmals über Schaden. Ich erhielt Versicherung, daß mich Ouvrier entschädigen solle. — Ich muste ausziehen.

Da spotteten meine Feinde. Da lachte Bechtold, daß er so die beste Wohnung erwischt hatte. Und ich — ergab mich endlich in mein Schiksal, schlich in ein elendes Gebäude, puzte mirs auf, so gut ich konte, processirte ein Jahr lang über die versprochne Entschädigung, und bekam endlich statt 120 Gulden nur funfzig.

Neunzehntes Kapitel.

Schriftstellerei.

Leiden und Sorgen haben nie Einfluß auf meine Arbeiten gehabt. Sie konten auf einige Augen-

blikke mich mürrisch machen, aber wenn ich den ersten Anfal überstanden hatte, und meine Feder zur Hand nahm, so vergaß ich alles, und meine ganze Kraft mit allem meinem Feuer stand mir eben so zu Gebote, als wenn ich dem Glük im Schooße gesessen hätte.

Ich habe in Giessen viel geleistet. Denn ich wendete mehr Zeit aufs Privatstudium als in Erfurt, und lieferte mehr als zweimal so viel Schriften. Ich glaube, daß die neue Lebensart, da ich vom Bier und seltenen Weingenuß zum täglichen Gebrauche des Weins übergehen mußte, mein Blut leichter, und meine Lebensgeister reger gemacht hatte.

Mein erstes war eine Samlung Predigten, welche ich im Verlage des Herrn Varrentrapp in Frankfurth heraus gab. Benners Geschrei, daß ich in der Lehre von der Dreieinigkeit nicht rechtgläubig sey, hatten sie veranlaßt. Ich suchte mich vor der Welt zu rechtfertigen, und trug doch im Grunde einen feinen Arianismus vor. Die Predigten waren an sich, so weit sich ihr moralischer

Inhalt erstrekte, gut gerathen. Sie hatten das Verdienst der guten Entwiklung, und lichtvollen Darlegung der Begriffe, und eines populären Ausdruks. Aber ihr dogmatischer Theil war Stümperei. Ich quälte mich ohne Noth mit der lieben Dreieinigkeit. Sie ganz aufzugeben gestattete mir mein Gewissen d. h. mein Vorurtheil nicht, welches mir diese Lehre, durch die Eindrükke der Erziehung, heilig und ehrwürdig gemacht hatte. Gleichwol fühlte ich, daß sie weder mit der Vernunft sich reimen, noch aus der Schrift gründlich beweisen ließ. Daher drehte ich mich im ewigen Kreise der Möglichkeiten herum, und ergrif, um doch eine Dreieinigkeit zu glauben, bald diese, bald eine andere Hypothese, aus welcher ich sie zu erklären, und — mir zu retten suchte.

In der Folge gab ich wieder, bei den Eichenbergerschen Erben in Frankfurth, eine andere Samlung heraus, unter dem Titel: Predigten über das Amt und die Person Jesu, in denen ich, in Absicht auf die Gottheit Christi wieder mehr Sabellianer war, und zugleich die Versöhnungs-Lehre in eine vernunftmäßige Vorstellungsart zu bringen suchte.

Ich verdiente mit diesen Arbeiten wenig. Denn ich hatte den Weg zu den Sächsischen und Preußischen Buchhändlern noch nicht gefunden, deren Luisd'ore in Giessen neun Gulden galten. Und die Frankfurter glaubten Wunder was sie bezahlten, wenn sie fünf Gulden für den Bogen sich abtrozzen liessen.

Eine Anweisung zum Predigen ließ ich auf eigne Kosten ausgehen, unter dem Titel: Homiletik. Es war ein bloßes Skelet, enthielt aber ganz richtige Regeln, und Grundsäzze, und war schon ziemlich frei von dem gewöhnlichen Schlendrian der alten homiletischen Lehrbücher.

Endlich ließ Herr Schwikert in Leipzig mir durch meinen Vater seinen Verlag antragen. Aber er bot mir für den Bogen meines apparatus crit. Vet. Testamenti nicht mehr als vier Thaler. Das war freilich mehr in der Guldenzahl, als die Frankfurter gaben. Aber er drukte mir meine saure Arbeit auf so großes Format, und ließ es dermassen zusammenkeilen, daß ich kaum zehn Gulden erhielt, wenn ich eine ganze Woche gesessen, und mich müde geschrieben hatte.

Fürwar ein saures Stük Arbeit! Ich hatte mir vorgenommen, mit Hülfe der großen Polyglotte aus alten griechischen, und orientalischen Uebersezzungen die Varianten über den ganzen Text des A. Testaments zu sammeln, dieselben zu beurtheilen, und bei der Gelegenheit, selbst die alten Uebersezzungen zu berichtigen, und ihren Text durch Vergleichung zu emendiren. Da saß ich oft über einem Verse eine Stunde, und hatte kaum eine halbe Seite vol geschrieben d. h. für acht Bazzen Ware gefertiget. — Diese Arbeit gerieth auch in Stekken. Herr Schwikert mochte nicht sonderlichen Abgang verspüren, weil es ein zu kleines Publikum war, für welches man eine solche Arbeit bestimmen konte. Und ich — war froh, daß er nichts mehr verlangte.

Bald fiel mir es ein, eine algemeine theologische Bibliothek aufzustellen. Hier war ein großes und mannigfaltiges Feld, das mehr Unterhaltung gab. Hier konte ich durch treuherzige Mitarbeiter etwas gewinnen, welche entweder ganz umsonst mir arbeiteten, oder doch nicht so viel bekamen, als ich mir vom Verleger zahlen ließ.

Hier genoß ich zugleich das Vergnügen, mit der neuen theologischen Litteratur bekant zu werden. Hier endlich hatte ich Gelegenheit, die liebe Orthodoxie auf eine kostenlose Art zu züchtigen, und mich wegen der vielen Verdrüßlichkeiten schadlos zu halten, die sie mir verursacht hatte.

Der Gedanke entzükte mich. Ich schrieb an alle meine theologischen Korrespondenten, und noch an viele mir unbekante Männer, und ladete sie zur Theilnehmung ein. Ich kündigte mich mit Energie im Publikum an. Ich akkordirte mit einem Verleger. Mit einem Worte, das theologische Tribunal ward errichtet, und — was ich an Klozzen schon erfahren hatte — ich ward auf einmal ein ganz anderer Mann im Publikum. Ich erhielt Briefe von allen Orten und Enden, in welchen man sich meine Freundschaft ausbat. Ich bekam Bücher von den Autoren zugeschikt. Ich ward von Männern bekomplimentirt, die mich sonst kaum über die Achseln angesehn hatten. Und was Leute waren, die sich ein wenig zu hoch dünkten, um expres um meine hochrichterliche Gnade zu buhlen, die nahmen Umwege. So schrieb z. B.

der

der Herr Kirchenrath Seiler, den ich zum Mitarbeiter eingeladen hatte, anonymisch an mich, erbot sich zu unentgeltlichen Beiträgen, schikte mir eine Addresse, unter welcher ich ferner an ihn meine Briefe gelangen lassen solte, schrieb das alles in einem sehr herzlichen und zuthätigen Tone, und unterzeichnete sich I. T. K.

Indessen — die gehoften Beiträge blieben aussen. Ich mußte fast alles allein bearbeiten. Und dadurch gewann das Werk, indem es eine gewisse Einheit bekam. Auch ließ ich es an meinem Fleiße nicht fehlen. Ich las alles, was ich recensirte, wo nicht ganz, doch so viel als nöthig war, um ein statthaftes Urtheil zu fällen. Das Publikum nahm auch meine Arbeit mit Beifal auf, und nur mein nachmahliger Abzug in die Schweiz war Ursache, daß ich diese Bibliothek nur bis zum vierten Bande fortsezte. Vom fünften an hat sie hernach Herr Mursinna bearbeitet.

Die Klage, daß in Giessen keine ordentliche Kirchengeschichte gelesen würde, veranlaßte meine Autorschaft in diesem Geschichtsfache. Benner

und Bechtold, wolten und konten sie nicht lesen, und Ouvrier war vollends ein armer Sünder: also ward mir es aufgebürdet. Ich hatte noch nie diese Geschichte zusammenhängend studiret, und selbst auf Universitäten kein ordentliches Kollegium darüber gehört. Viele einzelne Materialien hatte ich gesammelt, aber nichts Ganzes war in meinen Händen. Zum Glük besaß ich Hefte, welche ein geschikter junger Mann bei Ernesti nachgeschrieben hatte, welcher über den Rechenberg zu lesen pflegte. Ich legte also, um ein eignes Lehrbuch zu haben (welches das Dociren ungemein erleichtert) den Rechenberg zum Grunde d. h. ich befolgte dessen Ordnung, und ließ mich im übrigen von meinen Heften leiten. So entstund mein Lehrbuch der Kirchengeschichte Neuen Testaments, welches nach alter Methode die Kezzereien, Koncilien, Kirchenväter und Veränderungen der Kirche, und ihrer Lehren bis zur Reformation erzählte, aber manche historische Warheit, so wie manche Winke zu weiterer Entdekkung der Warheit, enthielt, die in den gemeinen Kompendien nicht zu finden waren. — Ich bekam vier Gulden für den Bogen. Wo ich nicht irre, war abermals Varrentrapp mein Verleger.

Von diesem Varrentrapp hatte ich aus einer Erbschaft eine Partie schöner Kleider erhandelt, und mich durch einen wolfeilen Kauf auf viele Jahre versorgt. Die Rechnung betrug hundert Gulden, deren Bezahlung mir lästig wurde. Ich ging daher mit meinem Manuscriptmagazine zu rathe, und bekam zu erst einen großen Stos der Gerstenbergischen Verlassenschaft in die Hände. Darunter fand sich ein Manuscript, bei hundert Bogen stark, über die Lehren der Katholischen Religion. Der alte Philosoph, welcher alle positive Religion verlachte, weil er sie alle auf lauter Scheingründen erbaut sah, hatte hier einen Versuch gemacht, gerade die albernste unter allen positiven Religionen zu vertheidigen, und durch philosophische so wol, als exegetische Sophistereien, die abgeschmaktesten Lehrsäzze derselben, von Fegfeuer, von Anbetung der Heiligen, von der Verwandlung im Abendmahl, von der Ohrenbeichte, von der Messe, vom Ablaß u. s. w. zu beweisen, und sie so wol schrift- als vernunftmäßig darzustellen.

Bei Erblikkung dieses Manuscripts, dachte ich, das sey ein Wälzer für Franz Varrentrapp.

Denn er wolte immer gern für wenig Geld viel Papier haben. Mein Gedanke war dabei, daß es im Publikum Sensation machen, und mehrere Hände und Köpfe in Thätigkeit sezzen würde, diese Sophistereien zu entblössen, und die Warheit ins Licht zu sezzen. Und dadurch hätte die Ausgabe dieses wirklich mit Scharfsinn gearbeiteten Buchs dem Publikum nuzbar werden können. Ich verkaufte es also an Franz Varrentrapp, und erreichte den Zwek, meine Kleiderrechnung damit bezahlt zu sehen; aber der Wunsch, im Publikum den Geist der Prüfung in Odem zu sezzen, blieb unerfült. Ich weiß den Titel nicht mehr. Denn ich besizze keine einzige meiner Schriften, bis auf die allerneusten. Er hieß ohngefähr: Versuch den katholischen Lehrbegrif zu vertheidigen — von einem Protestanten. Dieser leztere Zusaz war absichtlich bestimt, die Neugierde rege zu machen, und die Streiter Zions aufzuwekken. Aber sie hörten den Wekker nicht.

Die Ursache, warum das Buch ganz unbekant geblieben ist, und auch nicht das mindeste Aufsehen gemacht hat, so sehr es auch durch die

darin sichtbare Geisteskraft Aufmerksamkeit verdiente, glaube ich in einer algemeinen Beobachtung zu finden. Ich habe zu allen Zeiten bemerkt, daß der Geist der theologischen Intoleranz, und Streitsucht seinen festgesezten Wirkungskreis hat, und nicht überal sich thätig zeigt, wo sich ihre Gegenstände darbieten. Es ist diesem Geiste geradezu nicht um Warheit, und Belehrung zu thun. Er hat blos und lediglich den Zwek, zu schaden. Er wil nicht den Irthum, sondern den Irrenden — nicht belehren, sondern stürzen. Seine Waffen sind auf die Person, nicht auf die Sache gerichtet. Daher wird man gewahr werden, daß die Wächter Zions alle wie im tiefsten Schlafe liegen, wenn ein Buch erscheint, dessen Verfasser keines persönlichen Angrifs, und keiner Beschädigung fähig ist, wenn es auch wirklich ihre positive Religion in ihrer Grundfeste erschüttert, und die fürchterlichsten Kezzereien enthält. Kömt aber eine Schrift zum Vorschein, deren Verfasser sie bei den Haaren pakken, und auf irgend eine Art beschädigen können, dann sind gleich alle ihre Patrullen bei der Hand, ihn zu fahen, und auf den Richtplaz zu schleppen.

Aus dieser sehr richtigen Beobachtung wird man sichs erklären können, warum so viele kezzerische Schriften ganz unbekant geblieben sind, oder doch gar kein Geschrei unter den religiösen Zeloten erregt haben. Warum haben z. B. die Herren Zionswächter sich nicht an eine gründliche Widerlegung der religiösen Aeuserungen Friedrichs des Großen gemacht? Weil das ein Kezzer war, dem sie nicht schaden konten. Denn die Herren wollen von ihren Kriegen Effekt sehen. Es sol der Mann gezüchtiget werden, dessen Meinungen sie bestreiten. — Warum hat Eberhards Apologie so wenig Lärm gemacht? Weil er ein Philosoph von entschiedenem Kredit in den preußischen Staaten war, und man wol sahe, daß ihm weder Brod, noch Ehre, noch des etwas entgehen würde, wenn man einen noch so algemeinen Waffenaufstand erregte. — Warum hat meine Vertheidigung des Katholizismus keine Sensation gemacht? weil man weder den Verfasser noch den Herausgeber kante. Hätte ich meinen Namen darauf gesezt; so hätten alle deutschen Gözzen einen Heereszug begonnen, weil sie die Hofnung hatten, mich persönlich zu verwunden. —

Die Herren sind einmal nicht eroberungssüchtig. Sie sind zufrieden, wenn das Gebiet ihrer Warheit sich behauptet. Sie verlangen, für die Warheit, kein Haarbreit Terrain zu gewinnen. Sie wollen bei ihren Kriegen nur — Blut sehen. Hat nur der bestritne Kezzer seine Wunden weg, dann ziehen sie frohlokkend sich in ihre Festung, welche ein durch Friedensschlüsse gesicherter Posses unüberwindlich macht, und wo sie so fein gemächlich essen und trinken, und Kinder zeugen können, und lassen Warheit Warheit seyn.

Zwanzigstes Kapitel.

Fortschritte in der Aufklärung.

Ich kam nach Giessen noch sehr rechtgläubig. Mein Glaube an die Göttlichkeit der Offenbahrung, an die unmittelbare Sendung Jesu, an seine Wundergeschichte, an Dreieinigkeit, Gnadenwirkungen, natürliches Verderben, Rechtfertigung des Sün-

ders durch Ergreifung des Verdienstes Christi, und insonderheit an die ganze Satisfaktionstheorie schien unerschütterlich zu seyn. Nur die Art und Weise, wie drei Personen in einem Gott seyn solten, hatte meine Vernunft in Anspruch genommen. Nur das, des Menschen Kraft und Fleiß ausschliessende, Geschäft des heil. Geistes hatte ich mir etwas besser erklärt. Nur den Begrif der Erbsünde hatte ich eingeschränkt. Und in der Lehre von der Versöhnung, und Rechtfertigung hatte ich den Werth der Tugend zu retten gesucht, und mich von dem Irthume gereiniget, daß Gott bei seiner Gnade gar keine Rüksicht auf den menschlichen Tugendeifer nehmen solte. Daß ich in der Abendmahlslehre mehr reformirt, als lutherisch war, was wol jezt alle deutsche Christen von schlichtem Menschenverstande sind, wird man von selbst voraussezzen. Ich wil also nun die wenigen Fortschritte meiner Erkentniß erzählen, welche ich in Giessen gethan habe.

Zuerst gab ich die Dreieinigkeit auf, und zwar wirklich aus Ermüdung. Ich hatte mich nun mehrere Jahre mit ihr geplagt, uud gequält, um eine

Vorstellungsart aufzufinden, welche sich mit der Vernunft reimte, und doch die für christlich und biblisch gehaltene Lehre von drei Personen in Gott stehen ließ, und war über diesem unnüzzen Warheitforschen so viel verkezzert, und angefeindet worden, daß ich endlich des Forschens müde ward, und auf die Gedanken kam, daß in dieser Lehre für die Vernunft nichts zu thun sey. Und da hernach mein Studium der Kirchengeschichte mich aufmerksam machte und belehrte, daß ja in der alten Kirche der Name einer Dreieinigkeit ganz unbekant gewesen, und die bestimte Vorstellungsart der Kirche erst in spätern Zeiten nach vielerlei höchstärgerlichen Zänkereien festgesezt worden sey; so fand ich endlich, daß diese Lehre ihren Grund weder in Vernunft, noch Schrift habe, sondern unter die Grübeleien der Kirchenlehrer gehöre. Und so fixirten sich vor der Hand die Vorstellungen: „daß Christus ein Mensch gewesen sey, dem Gott „seine Weisheit unmittelbar mitgetheilt, den er „zur Erlösung der Menschen unmittelbar befehli„get, und bei dessen ganzem Geschäfte Gott unmit„telbar mitgewirket habe, und daß er darum Gott „heisse, weil Gott selbst in und durch ihn wirksam

„gewesen sey.“ Den heil. Geist aber hielt ich nur für die Kraft Gottes, die in der ganzen Schöpfung wirksam ist, und also auch in Christo wirksam war: weil ich einsahe, daß alle Schriftbeweise für eine Persönlichkeit dieses Geistes, von jedem Anfänger in der morgenländischen Sprache, widerlegt werden konten.

Uebrigens fiel ich doch nicht darauf, die Worte Sohn und Zeugen aus dem Sprachgebrauche zu erklären, den ich hernach in meinem Lexikon des N. Test. angezeigt, und bewiesen habe; sondern ich war bald geneigt, den Grund der Benennung in der wunderbaren Geburt Jesu aufzusuchen, bald diese Worte, wie es Glassius nennt, deklarative zu nehmen, und sonach die Redensart: ich habe dich gezeuget, in die zu verwandeln: ich habe dich für meinen Gezeugten, für meinen Sohn, für meinen Stellvertreter unter den Menschen, deklarirt. Und eben so wenig war ich damals noch auf die nahe liegende Idee gekommen, daß der Geist, der Geist Gottes, der Geist Christi, die durch die Lehre Jesu aufgeklärte Vernunft sey.

Aber mehr, als alles das lag mir zur selbigen Zeit die Versöhnungslehre am Herzen. Denn diese hatte durch die Eindrükke des jugendlichen Unterrichts, durch die in meinen früheſten Jahren schon aus ihr entstandenen religiösen Gefühle des Trostes, und der Freudigkeit zu Gott, und besonders durch die rührende Feierlichkeit meiner ersten Kommunion, so wie durch Pallmanns herzangreifende Ermahnungen, und meines Vaters vielfältige Vorträge über dieselbe, mich dermaßen gefesselt, daß ich die größte Gewissensangst empfand, wenn nur irgend ein Zweifel gegen sie in meiner Seele aufzusteigen began.

Bei dieser Lehre glaubte ich zu leben, und zu sterben. Und, sie je durch einen laut gesagten Zweifel erschüttern, schien mir eben so viel zu heissen, als mit dem Grunde meiner eignen Ruhe, und Seligkeit, die Ruhe der Menschheit untergraben, und den einzigen Trost so vieler Millionen Menschen auf das grausamste zerstören. Wenn daher je zuweilen eine Vernunftbedenklichkeit mir aufstieß; so nahm ich gleich meine Zuflucht zum Gebet, und flehte Gott nicht nur um Vergebung

wegen dieser Wankelmüthigkeit meines Glaubens, sondern ich bat ihn auch — oft mit Thränen — daß er mich, durch seine Gnade, wenigstens in diesem Glauben an das theure Verdienst seines Sohnes erhalten, und mich bis an mein Ende in ihm Trost, und Seelenruhe finden lassen wolle.

Daher kam es bei mir, in Ansehung dieser Lehre, nie zu einer eigentlichen und volständigen Prüfung. Wenigstens ließ ich schlechterdings keine Vernunfteinwendung gelten; sondern ich begnügte mich, wenn ich diese Lehre schriftmäßig fand. Und eben darum saß ich oft ganze Tage über den sogenanten Beweisstellen meiner Dogmatik, und suchte mir ihre Beweiskraft recht klar, und augenscheinlich zu machen. Aber es ist auch unbeschreiblich, wie viel ich bei diesem Suchen tüchtiger Beweisstellen mich gequält habe. Denn ich war jezt, seit ich mich an grammatische Interpretation gewöhnt, und mir es zum Gesez gemacht hatte, überal meine Auslegungen auf erwiesenen Sprachgebrauch zu gründen, und mich bei der Deutung einer Schriftstelle nicht eher zu beruhigen, bis ich aus unwidersprechlichen Gründen erkante, daß

nur dieser Sinn der einzige mögliche sey — ich war, sage ich, jezt bei dieser Strenge in Beurtheilung der Beweisstellen alle Augenblik in dem Falle, daß ein für unumstößlich gehaltener Beweisspruch von mir verworfen werden mußte.

Bei dieser exegetischen Untersuchung erschrak ich anfangs freilich so gar sehr nicht, wenn ein Diktum probans die Probe nicht mehr hielt, und ausgemerzt wurde. Denn ich hatte den täuschenden Trost, daß noch das N. Testament vol von Stellen sey, welche diese wichtige Lehre unwidersprechlich machten. Aber da hernach von Zeit zu Zeit immer mehr solche Stellen mir in ihrer Beweislosigkeit erschienen, und eine nach der andern ihren Abschied erhielt, da wurde ich mit jedem Tage ängstlicher, und verdoppelte mein Flehen zu Gott, daß er mich doch in meinem Glauben fest machen, und die Augen mir öfnen möchte, diese trostvolle Warheit in der Schrift recht unumstößlich erwiesen zu sehen. — So hab ich zwei ganzer Jahre in Giessen mich gemartert.

Anfangs war ich nie bei meinen Beweissprüchen um die Sache selbst bekümmert. Denn daß

Jesu blutiger Tod ein Söhnopfer für die Menschheit seyn, und ihre Sünden-Strafe wegnehmen solte, das war mir zur Zeit in allen Stellen sichtbar, die von der Erlösung handelten. Aber, die Art und Weise machte mir zu schaffen, daß nämlich diese Erlösung von der Schuld, und Strafe der Sünden durch den Tod Jesu, vermittelst einer Imputation oder Zurechnung seiner Leiden so wol, als seines dabei bewiesenen volkomnen Gehorsams, geschehen solte.

Ich hörte immer nur in den Schriften der Apostel, daß sein Tod die Ursache der Vergebung unserer Sünde sey, uns mit Gott versöhnt habe, ein Opfer für unsere Sünde sey u. s. w. Aber von dem Modus, von der Art und Weise, wie der Tod Jesu uns versöhne, und Vergebung bewirke oder bewirket habe, das schien keine einzige Stelle mich zu lehren. Denn die Worte meines Systems, welche diesen Modus ausdrükten, fand ich nicht. Ich las nirgends etwas von einem Verdienste Christi, nirgends von einer Ergreifung und Zueignung desselben, nirgends von einer Imputation, nirgends von einem stelvertretenden

Leiden. Und das war es, was mich so ängstete, und mich oft mit der Besorgniß quälte, daß mein Glaube an die Versöhnungslehre auch noch verloren gehen würde, weil derselbe ja gar nicht ohne die Ueberzeugung von dem angegebnen Modus bestehen konte.

Eines Tages wiederfuhr mir eine unaussprechliche Freude, da mir von ohngefähr (denn ich trug die Versöhnungslehre beständig in meinem Kopfe herum) die Stelle aus dem Johannes einfiel: Jesus Christus ist die Versöhnung für unsere Sünde, nicht allein aber für die unsere, sondern auch für der ganzen Welt Sünde, — und ich besonders durch die Worte: nicht allein aber für die unsere — frappirt, und auf einen scheinbaren Nervus probandi geführt wurde, der mir aus ihm plözlich entgegen leuchtete. — Halt, sprach ich bei mir selbst, da ists ja klar, daß es Imputation seyn muß. Denn wenn es blos hieße, für unsere Sünde, so könte es auf die Christen gehen, welche Gelegenheit hatten, durch die Lehre Jesu, und das Beispiel seines Todes von Sünden gereinigt, und mit Gott versöhnet zu werden. Aber da der Apo-

stel ausdrüklich die Quantität des Sazzes erweitert, und durch das, nicht allein — sondern — die Versöhnung, als eine der ganzen Welt wiederfahrne Wolthat beschreibt, die allen, auch den Nichtchristen, auch den entferntesten Heiden zu gute kommen sol; so kan der Tod Jesu ja nicht als Beispiel betrachtet werden, wie die Socinianer wollen: denn als Beispiel können ihn ja nur die Christen benuzzen, sondern er muß als Imputation gelten, weil er, nur durch Zurechnung, der ganzen Welt zu gute kommen kan. — So dachte ich in meiner Einfalt, und empfand Himmelswonne, daß ich doch einmal einen Spruch gefunden hatte, wo die Zurechnung des Verdienstes Christi klar gelehret zu werden schien. Ich dankte Gott herzlich für diesen Fund, und sezte mit neuem Eifer meine Nachsuchungen fort, durch die ich mehr dergleichen Stellen zu entdekken hofte. Das fiel mir so wenig, als andere Zweifel ein, daß hier doch noch zur Imputation das Korrelatum des Ergreifens, und Zueignens fehle, welches nur die Christen, aber nicht die ganze Welt, konte.

Ein

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Fortsezzung.

Wie gesagt, zwei ganze Jahre suchte ich die dogmatischen Versöhnungslehren in der Bibel. Ich las zweimal das N. Testament blos ihrentwegen durch. Ich schrieb alle Stellen, die nur etwas beweisendes zu enthalten schienen, ab, brachte sie mir in Klassen, und erschöpfte mein Nachdenken, um in ihnen Beweiskraft zu finden, und — ward doch nicht beruhigt.

Während dieser Zeit, da beim Lesen der Schrift mir gegen mancherlei andere Dogmen allerlei Bedenklichkeiten mit aufstiessen, bekam ich den Einfal, diese Bedenklichkeiten der Welt mitzutheilen, und schrieb daher das Buch: Versuch, den protestantischen Lehrbegrif zu verbessern: davon, wo ich mich recht erinnere, zwei Bände ins Publikum gekommen sind. Dieser Versuch zog mir neue Verfolgungen der Bennerschen Parthei zu, die mich gegen die Theologie immermehr erbitterten, und mich in dem Vorsazze bestärkten,

gegen alles, was ich in ihr bei strenger Prüfung beweislos finden würde, meine Feder zu schärfen. Und in diesem Entschlusse befestigte mich auch von Zeit zu Zeit mein alter Baumer, durch seine feinen Spöttereien über die Reste meiner Orthodoxie, indem er dadurch meinen Ehrgeiz aufregte, und mir es fest in den Kopf sezte, durchaus nichts mehr zu glauben, was ich nicht aus Vernunft und Schrift auf das strengste beweisen, und dem scharfsinnigsten Zweifler aufdringen könte.

Ich hatte eben den zweiten Band dieses Werks angefangen, und war noch immer, nach zweimaliger Durchlesung des N. Testaments, wegen der Versöhnungslehre zu keiner Ruhe meines Gewissens gekommen, als ein alter Freund .... aus H.... durch Giessen reisete, um die Schweiz zu besehen, und mich besuchte. Dieser Freund war mir sehr werth, und ich schäzte ihn, ohngeachtet er mir schon lange als Freigeist bekant war, eben so aufrichtig, als einen der scharfsinnigsten Denker, und als einen Mann von ausgebreiteten Kentnissen, als ich seinen vortreflichen Karakter verehrte. Zwischen mir und ihm begann sogleich

nach den ersten herzlichen Bewilkommnungen folgendes Gespräch.

Fr. Nun wie gehts in Giessen, lieber Bahrdt. Leben Sie hier ruhiger, als in Erfurt?

Ich. Unruhiger, Freund, als ich je gelebt habe. Bald plagt mich mein Gewissen mit Zweifeln, bald mein Weib mit Eifersucht, bald der Kezzermachergeist durch Verfolgung und Verläumdung.

Fr. Das beklag ich. Aber wie in aller Welt kan ihr Gewissen noch mit Zweifeln zu kämpfen haben? Das klingt mir für einen philosophischen Kopf ein wenig sonderbar.

Ich. Warum, Freund! Sollen wir mit der Warheit nicht eben so gewissenhaft umgehen, als mit andern Gütern? Und wenn es noch Warheit giebt, auf welcher das Wohl der Menschheit beruht, und gegen diese Warheit uns Zweifel aufstoßen, sol da unser Gewissen schweigen? Sol ich leichtsinnig sie fahren lassen, und mich und — als Volkslehrer — die Menschheit eins unentbehrlichen Guts berauben?

Fr. Ich kan nur nicht begreifen, lieber Bahrdt, was für eine Warheit aus Ihrer ganzen Dogmatik das Wohl der Menschheit alteriren könte. Man kan ja mit dem ganzen Plunder keinen Hund aus dem Ofen lokken. Und das Daseyn Gottes oder die Unsterblichkeit der Seelen wirds doch nicht seyn, woran Sie zweifelhaft worden sind? Denn da allein wolte ichs allenfals gelten lassen, wenn Ihr Gewissen Ihnen Unruhe machte.

Ich. Ich weis wol, lieber Freund, daß Sie ein ehrlicher Naturalist sind, und ich liebe Sie darum nicht weniger. Aber ich habe in meiner Religion noch eine Lehre, die ich eben so wenig je aufgeben werde, als meinen Glauben an Offenbarung.

Fr. (lächelnd) Und diese Lehre ist?

Ich. Die Lehre von der Versöhnung.

Fr. (hochauflachend) Lieber Herzensmann, ist das möglich? Warlich ich hätte mir eher des Himmels Einfal vermuthet, als daß ein solcher heller Kopf noch von einer Grille gefesselt seyn solte, welche mehr als alles die Vernunft empört.

Ich. Lassen Sie das seyn, Freund. Meine Achtung gegen die Offenbarung nöthigt mich, der Vernunft, die ich so sehr ehre, wie Sie, hier Bescheidenheit zu gebieten. Einmal ists eine Lehre der heil. Schrift, und zwar die Grundlehre des ganzen so ehrwürdigen Christenthums.

Fr. (ernsthaft) Aber Freund, wenn sie das einmal glauben, daß Ihre Bibel sie lehrt, und Ihre Vernunft schweigen heißt, so sehe ich nicht, was Ihr Gewissen noch beunruhigen kan?

Ich. Das wil ich Ihnen sagen. Mein Sprachstudium hat mich auf Zweifel geleitet. Ich bin als Philolog strenger geworden, in Beurtheilung der Beweise. Und seit dem habe ich eine Beweisstelle nach der andern aufgeben müssen, und bin bis jezt noch nicht im Stande gewesen, dieser so wichtigen Warheit eine exegetische Festigkeit zu verschaffen, welche mich bei meinem Glauben allein zu beruhigen im Stande ist.

Fr. Sie sind mir ein Räthsel. Erst halten Sie die Versöhnungslehre für schriftmäßig, unterdrükken alle Zweifel der Vernunft, und nun — macht ihnen gleichwol der Mangel strenger Schrift-

beweise Unruhe. Ei, so werfen Sie doch den ganzen Kram von sich. Wozu ångsten Sie sich denn?

Ich. Freund, seyn Sie tolerant. An dieser Lehre liegt mir, und der Menschheit zu viel. Sie ist die Quelle des Trostes, und der Ruhe für mein Herz so wol, als für so viele tausend Menschen.

Fr. Quelle des Trostes, und der Ruhe? Ich erstaune. Mann, mit dem philosophischen Geist, wie können Sie so lange jugendliche Täuschungen für Warheit ansehen? Quelle des Trostes, und der Ruhe! Ich wette, Sie sind noch nie drauf gefallen, das Gespenst in der Nähe zu besehen, sonst hätte warlich ihr heller Scharfblik es schon entdekt, und sein Nichts aufgespürt. Sagen Sie, wo Sie den Trost eigentlich finden?

Ich. In dieser Lehre, Freund! ich muß Ihren Vorwurf umkehren, und gegen Sie richten. Ich wette, Sie haben nie das, was den Menschen in Bangigkeit versezzen solte, in der Nähe betrachtet, sonst —

Fr. (Einfallend) Halt, lieber Bahrdt. Lehren Sie mich die Phantome von einem zornigen Gott nicht erst kennen! Ich wil jezt gleich meine Wette gewinnen. Sezzen Sie alles, was Sie wollen. Sezzen Sie Ihren Richter, Ihren über die Sünden der Menschen ergrimten Gott. Sezzen Sie Ihre Heiligkeit der Gesezze, und Ihre Strenge der strafenden Gerechtigkeit. Sezzen Sie alles, was Ihre Dogmatik lehrt. Ich wil es auf einen Augenblik gelten lassen. Und nun sagen Sie mir, wo der Trost, und die Beruhigung stekken sol, welchen Sie in der Versöhnungslehre zu finden wähnen?

Ich. (etwas betroffen) Ei nun, wenn Sie das alles gelten lassen, und ich verlange so viel nicht einmal — wenn Sie annehmen, daß der Mensch ein schwaches, und fehlervolles Geschöpf ist — wenn Sie die Gottheit als einen heiligen, und gerechten Richter betrachten — was in aller Welt sol mich bei meinen Vergehungen beruhigen? Was sol dafür bürgen, daß Gott mir vergeben, daß er mich, meiner Vergehungen ohngeachtet, seiner Gnade und der verheissenen Seligkeit wür-

digen wolle? Ists nicht süsser, unaussprechlich süsser Trost für den bekümmerten Sünder, der sich der Segnungen seines Gottes unwerth fühlt, in dem unendlichen Söhnopfer des Mittlers das zu erblikken, was der göttlichen Gerechtigkeit Gnüge leistet, und ihm für seine Begnadigung, und Seligkeit bürget? was ihn bei den Vorwürfen seines Gewissens tröstet? was ihn in den Stand sezt, mit Glaubensfreudigkeit aufzublikken zu seinem Schöpfer, und seiner Seligkeit gewiß zu seyn?

Fr. Lieber, bester Bahrdt, was sollen diese Fragen? Es ist die alte Deklamation, die von allen Kanzeln ertönt. Lassen Sie mich doch nur den Grund der Beruhigung vernehmen, der in der Versöhnungslehre enthalten, und zwar ausschliessend enthalten ist.

Ich. (bedenklich) Was wollen Sie mit dem, ausschliessend?

Fr. Ja, Freund, Sie müssen mir einen solchen Grund des Trostes in dem Verdienste Christi zeigen, welcher sonst nirgends zu finden ist. Sie müssen mir beweisen, daß Sie durch die Ver-

söhnung Christi etwas von Beruhigungsgründen vor mir voraus haben. Können Sie das?

Ich. Allerdings. Kan irgend etwas in der Welt die Strafen aufheben, die ich mit meinen Vergehungen mir zugezogen habe, und mich von der schuldigen Erfüllung des göttlichen Gesezzes frei machen, als ein solches Verdienst, wie es Gott in der Schrift uns angeboten hat?

Fr. Nun sind wir bald beim Ziele. Sagen Sie mir doch, ob Sie im Ernste glauben, daß das Verdienst Christi von den Strafen der Sünden befreie?

Ich. (stokkend) Ja — so — lehrts die Schrift.

Fr. Aber kan Ihre Bibel der Erfahrung widersprechen? Fragen Sie doch Ihre und aller Menschen Erfahrung, ob noch eine einzige Folge menschlicher Fehltritte durch das Verdienst Christi ist aufgehoben worden? Sie mögen sichs so andächtig und gläubig zueignen, wie Sie wollen, werden Sie den Kopfschmerzen entgehen, wenn Sie sich betrinken? Werden Sie minder beräsonnirt werden, wenn Sie einen Streich machen, der

Ihrer Ehre nachtheilig war? Werden Sie der Verarmung entgehen, wenn Sie ein Verschwender sind?

Ich. Nein. Diese natürlichen Strafen werden nicht aufgehoben: die sind zu unserer Besserung nothwendig.

Fr. Nun! Sie glauben doch keine positiven? Sie werden doch Ihren Gott nicht zum Tirannen machen, der sich an so viel tausend Plagen nicht begnügt, welche er veranstaltet hat, seinen Menschen ihre Thorheit fühlen zu lassen, sondern noch wilkührliche Martern ausdenkt, um sie zu peinigen? Und lehrt denn Ihre Bibel etwas von solchen wilkührlichen Strafen?

Ich. (betreten) Freund, Sie wekken in mir einen Gedanken auf, den ich noch nicht durchgedacht zu haben mich schämen muß.

Fr. Ich verzeihe Ihnen das, lieber Bahrdt. Ich habe mehr solche sonderbare Erscheinungen in der Welt gehabt, daß die besten Köpfe oft die leichtesten und naheliegendsten Betrachtungen übersehen haben, blos weil der Nebel ihres einmal als wahr vorausgesezten Systems sie verblendet hatte.

Jezt also gestehen Sie mirs nur, Sie haben durchs Verdienst Christi in Absicht auf Strafen gar nichts gewonnen, was ihre Ruhe gründen könte: weil alle Strafen Gottes die väterliche Absicht haben, zu bessern, und es lächerlich seyn würde, einen Mittler zu denken, der die Menschen von Wolthaten erlösen sol, und — weil die Erfahrung es lehrt, daß keine Strafe aufgehoben wird.

Ich. Aber die Strafen jenseit des Grabes?

Fr. Wie können Sie doch noch darauf fallen? Wenn der Mensch als beharrlich böser Mensch stirbt, kan das Verdienst Christi ihn erlösen?

Ich. Nein.

Fr. Und wenn er als ein gebesserter guter Mensch stirbt, so weit er es in seiner Lage, in die ihn Gott gesezt hatte, werden konte, kan ihn Gott verdammen?

Ich. Nein.

Fr. Also, was gewinnen wir denn durchs Verdienst Christi?

Ich. (Nachsinnend) Ja — aber —

Fr. (einfallend) Kein aber, lieber Bahrdt. Sie haben warlich eine Sache bisher als einzigen und höchsten Trostgrund angesehn, die ihnen gar keinen Trost geben kan. Und das werden Sie auch auf Seiten Ihres Gott schuldigen Gehorsams finden.

Ich. Vergeben Sie. Den schuldigen Gehorsam kan kein Mensch leisten.

Fr. Volkommen. Aber fodert denn Ihr Gott von unvolkomnen Menschen volkomnen Gehorsam? Kan er ihn fodern? hat er ihn gefodert?

Ich. Wieder ein Gedanke, den Sie jezt in mir aufregen. Wenn wir lange disputirten, Sie machten meinen ganzen Glauben wankend. Kommen Sie, wir wollen ein Glas Wein trinken.

Fr. Das bringen Sie nur her. Ich trinke mit. Aber los kan ich Sie darum nicht lassen. Sie müssen mir die Grille von der Beruhigung ablegen: eher verlasse ich Ihr Zimmer nicht.

Ich. (nachdem ich Wein auftragen lassen und ein wenig nachgedacht hatte) Aber worauf

wollen Sie Ihren Trost, Ihre Beruhigung gründen? Sezzen Sie sich als Sünder und sagen dann, was Ihnen jenen freudigen Aufblik zu Ihrem Gott geben sol, der zu Ihrer volkomnen Zufriedenheit so unentbehrlich ist, und es Ihnen auf Ihrem Sterbebette einst noch mehr seyn wird? —

Fr. (trinkt) Es lebe die Philosophie!

Ich. (anstoßend) Sie lebe, die beste Leiterin auf dem Wege zur Wahrheit.

Fr. Ja lieber Bahrdt, die beste und einzige Führerin. Und diese liebe Geleiterin meines Lebens hat mir einen Trostgrund geschenkt, der mir alles ausfült und alles ersezt, was Ihre Dogmatik vergeblich Ihnen anbietet.

Ich. Und das ist?

Fr. Was Sie längst so gut wusten als ich, und was Sie so unglüklich in Ihrem biblischen System gemißbraucht haben. Die unendliche — Liebe — eines unveränderlichen — also unveränderlich liebenden — nie einer andern Gesinnung fähigen — Gottes.

Ich. (nachdenkend. Nach einer Pause.) Freund, ich weis selbst nicht mehr, was ich Ihnen

sagen sol. Sie erinnern mich an Dinge, die ich seit so vielen Jahren schon gekannt, schon helle gedacht, und innigst empfunden habe, und die doch — (indem ich mich mit der Hand an die Stirne schlage) ich schäme mich — die Anwendung — —

Fr. Ja, lieber Bahrdt. So inkonsequent ist Eure ganze liebe Theologie. Es ärgert mich, wenn ich die herrlichsten Köpfe von solchem Plunder verhunzt sehen muß. Folgt mir, Freund, und gebt Eure Grillen auf, die Euch beunruhigt und die Prüfung der Wahrheit erschwert haben. Denkt doch nur, daß Gott keinen Menschen, auch um wirklicher Irthümer willen, wenn er beim redlichsten Wahrheitforschen auf sie gerieth, verurtheilen kan. Sezt Eure Untersuchung ruhig fort und Ihr werdet finden, daß auch Eure Versöhnungstheorie theologischer Wust war, der aus der Menschheit ausgefegt werden muß, wenn die Religion wahre Aufklärung und Tugend hervorbringen sol. — Jezt wil ich (lächelnd) Euch nicht weiter mit meiner Freigeisterei zusezzen. Wir wollen eins trinken.

So brach grosmüthig mein Freund das Gespräch ab, weil er sahe, daß ich in die gröste Verlegenheit gerathen war.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Fortschritte in der Aufklärung. Beschluß.

Es war sonderbar genug, daß endlich noch ein Freigeist kommen und meine von mir so geehrte Vernunft in ihre Rechte einsezzen muste. Gott ist mein Zeuge, daß ich jezt wie neu geboren war. Ich gliche einem Menschen, der mitten in den Stralen der Sonne die Augen verschlossen und sich nach Licht gesehnt hatte. Mein Auge öfnete sich und ich fühlte die erquikendste Freude, über das volle Licht, das nun durch das eiserne Gitter meiner Dogmatik mir strahlte.

Meine Gewissensunruhe war verschwunden. Und ich war so froh darüber, daß ich meine Versöhnungslehre, wie jeden andern Lehrsaz der streng-

sten Prüfung unterwerfen konte, ohne den geheimen Vorwurf einer sündlichen Verwahrlosung meiner Mitmenschen zu verdienen — daß ich nun sogleich mich hinsezte, und in den zweiten Band meines Versuchs, den protestantischen Lehrbegrif zu verbessern, eine Abhandlung einrükte über die Frage, ob die Versöhnungslehre in einer nothwendigen Verbindung mit der Beruhigung des Menschen stehe? — um alle Wahrheitforscher, die vielleicht mit mir in gleichem Falle waren, wegen dieses Skrupels zu beruhigen und ihnen den Weg der freien Untersuchung von den Dornen der Gewissensängstlichkeiten zu befreien.

Und so wie ich selbst diese Materie vollends durchgedacht, und die Warheit in ihrem ganzem Lichte erblikt hatte, daß die Versöhnungstheorie des Systems dem Menschen auch nicht den mindesten Trost giebt, und auf keine Weise einen besondern Grund seiner Beruhigung enthält; so kam ich auch in kurzem mit meiner ganzen Untersuchung zu Ende, mit welcher ich mich zwei Jahre lang so gequält hatte.

Ich lief alle Beweisstellen, die ich mir gesammelt hatte, noch einmal durch, und sahe sie jezt mit ganz andern Augen, wie sonst. Das beruhigte Herz hatte den Verstand entfesselt.

Ich fand sogleich, daß die Stelle im Johannes, die mir vorher so viel Freude gemacht hatte, nichts bewies, weil nach dem Kontext von der Besserung die Rede ist, so ferne wir durch sie gottgefällige Menschen werden. Denn Johannes ermahnt zur Ablegung moralischer Verdorbenheit. Kindlein — beharrt nicht in der Sünde, — und ob jemand sündiget — so haben wir einen Führer zum Vater, welcher uns die Gottgefälligmachung (was Luther, Versöhnung, übersezt) für unsere und der ganzen Welt Verdorbenheit ist, d. h. welcher uns und alle Menschen von der moralischen Verdorbenheit befreien, und zu guten und gottwolgefälligen Menschen machen wil. So fand ich diesen Spruch jezt. Und ich hatte kein Bedenken mehr, zu urtheilen, daß eine Erklärung, die so vernünftig als dem Sprachgebrauch, und dem Kontext angemessen ist, jeder andern vorgezogen werden müsse.

So fand ich gar bald, daß alle Stellen, die dem Tode Jesu Vergebung der Sünden als eine Wirkung zuschreiben, sich mittelbar erklären liessen, dergestalt: daß der Tod Jesu die Vergebung nicht unmittelbar bewirkt, sondern mittelbar; indem Jesus durch seine mit seinem Blute besiegelte Lehre die Menschen bessert, und Gott gefällig macht, und so von der Sünde befreit, die ihnen vorher so viel Elend (Tod) zugezogen hatte.

Ich sah auch ein, daß nach der Geschichte Jesu, sein Tod kein anderes Verhältniß haben konte. Ich fand, daß die Evangelisten einstimmig erzählen, daß die Juden ihn um seiner Lehre willen verfolgt, und hingerichtet hatten. Ich bemerkte, daß die Lehre Jesu die Juden darum so erbittert hatte, weil er die Religion nicht in Tempeldienst, und Beobachtung wilkührlicher Gesezze suchen lehrte, sondern in der Tugend, und weil er folglich nur die Moral beibehalten, und die ganze positive Religion der Juden, oder das Gesez abgeschaft wissen wolte. Ich erkante also, daß Jesus als ein Märtyrer der Warheit anzusehen war, und sein Tod besonders die Lehre besiegelt

hatte, daß kein anderes Gesez den Menschen gottgefällig und selig mache, als das Gesez der Liebe. Und so urtheilte ich, daß dem Tode Jesu die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott d. h. Gottgefälligkeit in sofern zugeschrieben werde, in wiefern Jesus für die Lehre von dem rechten Wege zur wahren Gottgefälligkeit, und Seligkeit sich aufgeopfert hatte.

Und nun kam ich in meinen Untersuchungen immer mehr aufs reine. So stieß ich z. B. einmal auf die Stelle Röm. 9. wo Paulus sagt (nach wörtlicher Uebersezzung) der Abfal der Juden ist worden eine Versöhnung der Welt d. h. den Heiden: und freute mich herzlich eine klare Stelle zu finden, welche den Sprachgebrauch des Worts (καταλλαγη) Versöhnung augenscheinlich macht. Denn hier war mir es einleuchtend, daß Versöhnung nichts anders seyn könte, als Gottgefälligmachung durch moralische Ausbesserung. Denn der Sinn ist offenbar dieser: daß die Juden abgefallen sind, und das Evangelium verworfen haben, das hat Gelegenheit gegeben, daß wir Apostel den Heiden die Lehre Jesu gepredigt haben, und daß

nun die Heiden, aus verdorbenen, gebesserte und gottgefällige Menschen geworden sind, und fernerhin werden können.

Noch mehr erfreute mich eine andere Stelle, wo der Apostel sagt: ανταπληρεισαμεν τα υστερηματα των παθηματων ιησου: Wir Apostel füllen aus, was fehlet an den Leiden Christi. Hier, dachte ich, ist die schärfste Widerlegung der Versöhnungstheorie. Der Apostel redet von seinen Leiden für die Warheit. Er vergleicht sie mit den Leiden Jesu. Er stelt sie gleichsam als einen Nachtrag zu den Leiden Jesu, als eine Fortsezzung derselben vor. Und so ists offenbar, daß die Leiden Jesu keinen andern Zwek gehabt haben können, als den, welchen die Leiden der Apostel hatten. Sie waren Aufopferungen für die Belehrung, und moralische Ausbesserung der Menschheit.

Aber am allermeisten ward es in meinem Kopfe helle, da ich einstmalen von ohngefähr auf den Gedanken kam, die deutlichen und bildlosen Stellen, in denen von dem Zwekke des Todes Jesu, und seinen Leiden gehandelt wird, von denen zu

unterscheiden, welche allegorisch sind, und solche Ausdrükke enthalten, die aus der jüdischen Bilderreligion entlehnt waren. Denn das, dacht ich, muß den sichersten Aufschluß geben. Alle figürlichen Ausdrükke müssen nach den deutlichen, und bildlosen erklärt werden. Solte es nun keine einzige deutliche und bildlose Stelle geben, wo dem Tode Jesu die unmittelbare Wegnehmung der Strafe zugeschrieben wird; so müßte ich folgern, daß die Schrift dieselbe auch nicht habe lehren wollen. — Und nun fing ich an, die Stellen zu sortiren. Ich bemerkte alle die besonders, wo mit klaren Worten vom Zwek der Leiden Jesu gehandelt wird, und sonderte die ab, in denen sich irgend ein figürlicher Ausdruk fand, der auf jüdische Theologie anspielte, wie z. B. Opfer, Versöhnung, Gnadenstuhl u. d. Und so bekam ich volles Licht. Denn ich sahe nun, daß alle deutliche Stellen des N. Testaments, die moralische Besserung der Menschen als den Zwek der Leiden Jesu angeben: z. B. 1 Kor. 3. Christus ist darum für uns gestorben — auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem ꝛc. Tit. 2, 14. er ist darum gestorben, auf daß er ihm reinigte

ein Volk zum Eigenthum, das fleißig sey in guten Werken. So bald ich nun die erstaunende Menge von klaren Stellen vor mir hatte, welche so bestimt die Besserung der Menschen als den Zwek des Opfers Jesu angaben, so bald war ich auch völlig überzeugt, daß alle übrigen allegorischen Stellen nach diesen gedeutet werden müßten, und ich erkante, daß da, wo dem Opfer Jesu Vergebung, und Begnadigung der Menschen mit Anspielung auf die jüdische Opferreligion zugeschrieben wurde, von einer mittelbaren Wirkung die Rede sey, daß also die nächste und unmittelbare Wirkung, unsere Besserung, und die daraus erfolgende nur, unsere Begnadigung seyn könne.

Ein Gedanke erwekt den andern. Nun fiel ich auch darauf, die Reden Jesu mit den Reden der Apostel zu vergleichen. Denn es schien mir wichtig, zu wissen, ob Jesus von seinem Tode eben so gelehrt habe, wie die Apostel, welche noch ihre Köpfe so vol von jüdischer Theologie hatten. Und wie erstaunte ich, da ich bei Sortirung meiner ehemaligen Beweisstellen für die Versöhnungslehre nur sehr wenige aus den Reden Jesu fand. Jezt

ward ich ganz überzeugt, daß da Jesus vom Gnadenstuhle, Söhnopfer, Gerechtigkeit und allen den Dingen nie etwas gesagt, sondern immer nur auf Tugend, und Rechtschaffenheit gedrungen, und dies als die wahre Gottesverehrung, und Gottgefälligkeit beschrieben hatte, daß, sage ich, die ganze Versöhnungslehre aus den misverstandnen Ausdrükken der Apostel entstanden sey, welche, mit Juden, in jüdischen Bildern zu sprechen sich gewöhnet hatten.

Zulezt kam ich auch selbst mehr hinter die allegorischen Stellen der Apostel, und fand, daß selbst diese, richtig gedeutet, gar keine Versöhnungstheorie enthielten. Das erste Licht gab mir hier die Stelle Ephes. 2, wo Paulus dem Tode Jesu zwar die Erlösung, und Gottgefälligmachung der Menschen als eine Wirkung zuschreibt, aber wo er auch diese Wirkung selbst als eine mittelbare angiebt. Denn er erklärt die Art und Weise, wie uns Christus mit Gott versöhnt, d. h. zu Gottgefälligen Menschen gemacht habe, indem er nämlich durch seine Hinrichtung den Zaun abbrach, nämlich das Gesez, welches der Grund der Ver-

dorbenheit gewesen war. Hier leuchtete mir es also klar ein, daß die Apostel den Tod Jesu mit der Geschichte einstimmig betrachteten. Die Evangelisten nämlich erzählen, Jesus sey um seiner Lehre willen von den jüdischen Theologen gehaßt, und hingerichtet worden, weil er das Gesez verwarf, und die Menschen in der Tugend allein ihre Gottgefälligkeit suchen hieß. Und der Apostel sagt hier eben dies. Jesus hat die Menschen gottgefällig gemacht, indem er das Gesez ans Kreuz heftete, und diesen Zaun abbrach: d. h. indem er am Kreuze sich für die Warheit aufopferte, daß nicht das Gesez, sondern die Tugend gottgefällig, und selig machte, und so feierlich, das Gesez gleichsam blamirte, und für verwerflich erklärte, in welchem die Menschen bisher ihre Gottgefälligkeit irrig gesucht hatten.

So vollendete ich denn nach und nach meine exegetischen Untersuchungen über die Versöhnungslehre, und bahnte meiner lieben Vernunft den Weg, mit ihren Gründen durchzudringen, und gehört zu werden. Denn nun fielen mir alle die Fragen ein, welche ich oben Kap. 7. erwähnt

habe. Nun urtheilte ich, ohne Gewissensunruhe, daß die Versöhnungstheorie einen Gott voraussezze, der im Zorn die Menschen ewig verdammen könne, und durch ein blutiges Opfer erst wieder bewogen werden müsse, sie zu lieben, und zu beseligen, und daß dieser Gott mit dem unendlichen und unveränderlich liebenden Vater, welchen uns Jesus offenbahrt hatte, in dem scheuslichsten Kontraste stehe. Nun sahe ich ein, daß Bestrafung eines Unschuldigen statt des Schuldigen schlechterdings ungereimt sey. Nun fühlte ich, wie albern es sey, sich vorzustellen, daß Gott eine fremde Tugend den Menschen anrechnen, und sie als Ersaz der ihrigen gelten lassen solte. Nun erkante ich aus der Natur der göttlichen Strafen, die alle mit väterlicher Absicht Besserung erzielen müssen, daß Aufhebung derselben durch ein fremdes Opfer Unsinn sey u. d. m. — Kurz die Versöhnungslehre war mir nun — nicht nur ein Irthum, sondern auch einer der allerschädlichsten, und verbannungswürdigsten.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Neuste Offenbarungen Gottes nebst einer Finanzoperation.

Mit mir selbst war ich nun einig, aber wie ich meine neuen Ueberzeugungen mit meinem Berufe vereinigen solte, ohne mich neuen und heftigern Verfolgungen auszusezzen, das wußte ich nicht. Gern wolte ich doch meine erkänte Warheit mittheilen, zumal da sie mir jezt um so theurer war, jemehr ich sie als die Frucht der gewissenhaftesten Untersuchung ansehen konte. Und doch wolte ich auch nicht gern meine Gemeine gegen mich empören, und meinen Feinden neue Waffen in die Hände geben.

In meinen Predigten ward mir es am leichtesten, meiner Warheit treu zu bleiben. Denn ich konte da mit Hülfe des Ausdruks mich verbergen. Ich durfte nur die biblischen Redensarten beibehalten, und bei eignen Aeuserungen, mich vor namentlicher Verwerfung der alten Lehren hüten: so konte ich ohne Bedenken den wahren Zwek der Leiden Jesu vortragen, ohne des falschen (den ich

nun in meinem Herzen verworfen hatte) zu erwähnen.

Und so machte ich es auch. Man wird in meinen Predigten über das Amt und die Person Jesu, wegen Beibehaltung der biblischen Ausdrükke, den Vortrag ziemlich orthodox finden, aber dennoch dabei gewahr werden, daß ich überal die moralische Ausbesserung der Menschen oben anstelle, und die Begnadigung den Menschen nur als mittelbare Wirkung zu erkennen gebe. Und doch wurden diese Predigten von der ganzen Welt für rechtgläubig erkant, und mit einem fast algemeinem Beifalle aufgenommen.

Aber ich war damit nicht zufrieden. Ich wünschte mir ein Mittel, alle meine neuen Ueberzeugungen, welche ich mir durch einen so anhaltenden und gewissenhaften Fleiß erworben hatte, im Publikum dergestalt ausbreiten zu können, daß sie nicht nur bekant, sondern auch, mit der ganzen Stärke ihrer Gründe, als Wahrheit empfunden werden möchten.

Und beinahe hätte die Glut dieses Wunsches mich verleitet, in einer öffentlichen Schrift, die

Geschichte meiner Ueberzeugungen bekant zu machen und die ganze Satisfaktionstheorie des theologischen Systems philosophisch und exegetisch zu bestreiten. Schon hatte ich sie entworfen und sie vorerst ohne meinem Namen herauszugeben beschlossen. Aber mein Glükstern wolte es, daß ich diesmal dem Bennerschen Scheiterhaufen entging. Ich gerieth auf einige Spuren, die mich belehrten, daß der alte Jesuit sogar meine Korrespondenz ausspionirte und wurde dadurch besorgt, daß er die namenlose Schrift ergattern, und mich an Pranger stellen möchte. Und so gab ich mein Vorhaben wieder auf.

Indessen — mein unruhiger Geist rastete nicht. Meine Begierde, Priester und Theologen in ihren Verschanzungen zu beunruhigen und ihre morschen Werke zu zerstören, war zu feurig. Erlittene Verfolgungen auf der einen, und gutgemeinter Eifer für die Belehrung meiner vom Wahnglauben gefesselten Zeitgenossen auf der andern Seite, gaben mir den Entschluß ein, mich an die Bibel selbst zu wagen und diese von mir noch für göttlich gehaltene Quelle der Wahrheit, für Orthodoxie un-

brauchbar zu machen. So entstand meine so verschriene und auf die nachfolgenden Schiksale meines Lebens so vielfältig wirksam gewesene Uebersezzung des N. Testaments, unter dem Titel: die neusten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen.

Herr Bohn in Hamburg schloß mit mir den Handel auf dieses Werk, und Herr Hartknoch in Riga bekam von diesem hernach das Verlagsrecht. Ich erhielt nicht mehr als einen Dukaten für den Bogen. Es ward aber auch splendid gedrukt und erschien in vier Oktavbändchen mit aller typographischen Schönheit.

Ohngefähr ein Jahr brachte ich mit dieser Arbeit zu. Den grösten Theil derselben vollendete ich mitten im Genusse der schönen Natur. Ein Weinhändler von Frankfurth, Namens Heiser, hatte den einzigen schönen Garten, den der Umkreis von Giessen aufzuweisen hatte, an sich gekauft, und mir eines der kleinen Häuser, die der Garten ausser den Hauptgebäuden enthielt, zur Wohnung eingeräumt. Er lag auf einer Anhöhe, von welcher man Giessen mit allen seinen Environs

übersehen konte. Ich lebte da höchst vergnügt, obgleich mein gefälliger Wirth und seine dikke Ehehälfte die sonderbarsten Launen hatten. Denn ich wuste mich in sie zu schikken. Und ich muß sagen, daß sich in dieser Zeit, wo ich zum erstenmale die Natur so ganz eigentlich genoß, in mir ein gewisser Geschmak an ihr fixirte, welcher die bleibende Sehnsucht nach einer ländlichen Lebensart erwekte, welche in der Folge das lezte Ziel aller meiner Projekte und Unternehmungen geworden ist. Ich habe seit der Zeit alle meine Finanzoperationen blos darauf gerichtet, in der Welt so weit zu kommen, daß ich als Privatmann im Schooße der Natur leben und sie, in Geselschaft meiner Musen d. h. meiner Feder, meines Tobaks und meines Weinglases, im Stillen genießen könte.

Ich hatte zur damaligen Zeit noch den Wahn, daß Dedikationen von großem Werthe wären und unter die vornehmen Erwerbmittel gehörten. Daher eignete ich fast alles, was ich schrieb, einem Herrn oder einer Dame zu, welche im Stande waren, die erzeigte Ehre zu belohnen. Aber ich erfuhr, daß meine Rechnung falsch gewesen war.

Ueberal erfolgten leere Dankſagungsſchreiben und Konteſtationen der Gnade, bei denen ſchon mancher in der Welt hat verhungern müſſen. Indeſſen hörte ich von ohngefähr, daß der Fürſt Biſchof von Würzburg für jede Dedikation ein Präſent mit ächten Leiſtenwein zu machen pflege. Und ſo machte ich unverzüglich Jagd auf dieſe Acquiſition. — Schon träumte ich mir ein Fuder Steinwein. Schon berechnete ich ſeinen Werth. Schon erblikte ich mich durch dieſes Labſal zu neuen Geiſteswerken geſtärkt.

Aber die Frage war jezt, wie ich mich einer guten Aufnahme meiner Dedikation von dem Weinergiebigen Fürſten im voraus verſichern ſolte. Denn es ſtieß mir natürlich die Bedenklichkeit auf, daß ein proteſtantiſcher Theologus für einen katholiſchen Fürſten und Biſchof leicht etwas widriges haben, oder daß wenigſtens das Aufſehen, welches eine ſolche Dedikation machen mußte, ihn beleidigen dürfte.

Ich hatte in Würzburg keine Bekantſchaft. Aber es fiel mir ein, daß da ein gewiſſer Herwig lebte, welcher ehedem eine ſchlechte lutheriſche

Pfarrei mit einer fetten katholischen Professur vertauscht und daher die lutherische Innung oder Kirchenkommun mit der papistischen vertauscht hatte. An diesen Professor Herwig schrieb ich und meldete ihm mein Vorhaben. Ich sagte ihm, daß, meines Dafürhaltens, diese trauliche Annäherung eines protestantischen Theologen an einen katholischen Bischof ein glänzendes und eindrüklicher Beispiel der Toleranz abgeben würde. Ich machte dabei seiner und seines Fürsten aufgeklärten Denkungsart einige Complimente. Endlich machte ich ihm meine bei Varrentrapp gedrukte Vertheidigung des Katholicismus bekant und äußerte zugleich, daß ich noch wichtige Schritte vorhätte, welche die algemeine Duldung befördern und für die Aufklärung der Nation wirksam seyn dürften.

Herr Herwig fühlte sich durch diesen Brief ausserordentlich geehrt und war schwach genug, in demselben die Hofnung zu finden, daß ich mit der Zeit seinem Beispiele folgen und katholisch werden würde. Er eilte zum Minister und dieser trug mein Anbringen dem Fürsten vor und erhielt die Resolution, daß Sr. hochfürstl. Gnaden meine Dedikation

kation mit Wolgefallen aufnehmen würden. Der Minister schrieb selbst an mich und machte mir die Fürstl. Erlaubniß bekant. Und Herr Herwig drang sich nun in eine fortgesezte Korrespondenz mit mir ein, und wolte mit Gewalt meine wichtigen Schritte nicht nur wissen, sondern auch bald möglichst realisirt haben.

Meine Dedikation ward gedrukt und verschiedene Exemplare, mit dem für den Fürsten bestimten, nach Würzburg versendet. Und in wenig Wochen erhielt ich, zwar kein Fuder, aber doch eine Kiste von 50 Butellen mit den allerherrlichsten alten Steinwein, dessen herzstärkender Geruch, blos bei Eröfnung einer Flasche, mein ganzes Zimmer erfülte. Noch in Dürkheim an der Haard hab ich die lezten Flaschen getrunken. Es war wahrer Lebensbalsam, — besser als alle, die auf den Leipziger Messen von hochberühmten Aerzten ausposaunet werden. Sein herrlichstes Accidenz prädikabile war — die Wolfeilheit. — Pierot Herwig ward verabschiedet.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Häusliche Leiden und Freuden.

Der häuslichen Freuden hatte ich immerdar wenig. Am wolsten war mir, wenn ich auf meiner Studierstube saß, und in eine Tabakswolke gehült, eine wichtige Variante aus einer alten Uebersezzung erhaschen, oder eine Schriftstelle gegen die Orthodoxie auffinden konte. Da genoß ich wahre Freude.

Nächst diesem schuf mir mein ältestes Kind, manche angenehme Stunden. Es war ein Mädchen, und ich hatte sie, nach meiner Frau, Hanchen genent. Sanfte Freude und ståte Heiterkeit war ihr, wie ihres Vaters, Eigenthum. Ihr ganzes Herz hieng an mir. Mich sehen, war ihre Entzükkung. Wenn ich kam, ließ sie alles liegen, was ihr das liebste war, und schoß in meine Arme. Und das Herz schlug auch mir, wenn ich sie sah. Es waren meine vergnügtesten Augenblikke, wenn ich sie auf meinem Schooße hatte, und mich mit ihr unterhalten konte. — Aber nur selten genoß

ich diese Vaterfreuden. Der ganze Tag war der Geistesarbeit gewidmet. — Nur der Abend blieb gewöhnlich für meinen Koch, oder für mein Hanchen. Denn Abends, nach der Mahlzeit, hab ich nie gearbeitet, noch weniger bis in die Nacht hinein gesessen.

Noch einen Busenfreund bekam ich an einem jungen Manne, Namens Heres, den ich als Famulus annahm, und hernach beständig bei mir behalten habe, weil er meinem Herzen unentbehrlich worden war. Er war ein Mann von seltner Rechtschaffenheit, und vielem Genie. Sein einziger Fehler war schnelle, und unvorhersehbare Empfindlichkeit, die bei der kleinsten Veranlassung in Jähzorn überging. Hätte er diesen Fehler nicht gehabt, der mir freilich manche traurige Stunde machte; so wäre er einer der volkommensten Menschen gewesen, und hätte ein ganzes Drittel meiner Glükseligkeit ausmachen können.

Mein Heres half mir auch bald bei mancherlei Arbeiten, insonderheit bei meinen Beiträgen zur Frankfurter Gelehrten Zeitung, welche ich dem

Hofrath Deinet, ehemaligen Kandidatus Theologiä in Giessen, damaligen Ehegemahl der Witwe Eichenberger, und jezt hocherhabnen Reichsbücherkommissarius unentgeltlich lieferte, und durch sie seine Zeitungsbude, welche ich im ersten Jahre fast ganz allein furnirte, in Aufnahme und Kredit bringen half: — dafür ich in der Folge, wie gewöhnlich, mit Undank abgelohnet wurde.

Aber sehr fühlbar ward mir jezt die Last, welche die Schwachheiten meiner Gattin mir verursachten. Sie sahe mich jezt den ganzen Tag zu Hause, und meine Studierstube war so gelegen, daß kein lebendiges Wesen ohne sie dahin gelangen konte. Sie war Zeuge meines unaufhörlichen Fleißes. Sie begleitete mich überall, wo ich hingieng oder fuhr, nur auf die Kanzel, und ins Konsistorium nicht. Und dennoch konte sie sich nicht beruhigen. Dennoch machte ihr jedes weibliche Geschöpf, dem ich unter ihren Augen mich näherte, Sorge, — nicht daß es mich entführen, oder irgend etwas böses mit mir begehen möchte, sondern darüber, daß es blos meine Zuneigung, meinen Umgang, und allenfals meinen Mund mit

ihr theilen würde. Und diese beständige Aengstlichkeit machte sie im höchsten Grade misvergnügt.

Hierzu kam freilich, daß ich selbst jezt durch meinen vermehrten Fleiß sie in dieser Besorgniß bestärkte. Denn mein vieles Arbeiten verursachte theils, daß ich nicht mehr, wie in Erfurt, in ihrem Zimmer arbeitete, daß ich also oft ganze Tage sie nicht sahe, daß sie folglich meine Freundlichkeit im Umgange weniger allein geniessen konte, theils — daß ich in meinem Aeuserlichen in etwas ernster, und besonders bei Stöhrungen in der Arbeit, die sie mir oft um der nichtswürdigsten Lappalien willen machte, verdrüßlich und auffahrend wurde. Und daraus entstund denn ganz natürlich in ihr der irrige Gedanke, mit dem sie schon in Erfurt sich geplagt hatte, „mein Mann liebt mich „nicht mehr wie sonst" welcher ihr von der feurigsten Liebe erfültes Herz unaussprechlich folterte.

Wenn sie dann mein ernstes Wesen im Hause, mein öfteres Keifen, wenn sie hinauf kam, und um eines Nichts willen, mich aus meinem tiefsten Nachdenken herausriß, meine seltenern Karessen

u. s. w. mit meiner Munterkeit, Freundlichkeit und Jovialität verglich, welche augenbliklich an die Stelle des finstern Ernstes traten, so bald ich meine Studierstube zuschloß, und in den Zirkel fröhliger Freunde kam; so schien sie nicht anders urtheilen zu können, als daß alle andere Menschen mir lieber wären als sie, und daß mein häuslicher Ernst Folge meiner abgestorbenen Liebe sey.

Diese Grillen, welche freilich nur ein schwacher Verstand erzeugen konte, erhöhten ihre Eifersucht bis zu einem gewissen Grade von Melancholie, davon sie einstmals einen fürchterlichen Anfal bekam.

Wir wohnten in dem Heiserschen Garten, und hatten vor demselben eine Spazierfart auf die Ballei Schiffenberg gemacht. Es befand sich da eine kleine Geselschaft, meist Frauenzimmer, welche vielleicht alle meiner lieben Ehehälfte zu lebhaft seyn mochten. Die Motion, die herliche Lage des Orts (es war ein altes Schloß auf einem Berge, welches die entzükkendsten Aussichten gewährte) die Annehmlichkeit des Wetters, die Munterkeit

der Geselschaft machten mich ausserordentlich vergnügt, und meine Frau schien an dem Vergnügen Theil zu nehmen. Der Kaffee wurde aufgetragen. Und bei der dritten Tasse begann meine Frau zu zittern. Sie sahe den Verwalter Pott, der uns bewirthete, starr ins Gesicht. Auf einmal fing sie an: — Sie geben mir doch kein Gift — nicht wahr, lieber Mann, du bist mir noch gut? — o die lieben Engel werden mich bald besuchen. — Die ganze Geselschaft erschrak. Ich suchte durch freundliches Sprechen ihr Herz zur Ruhe, und ihre Gedanken wieder in Ordnung zu bringen. Aber die Manie dauerte fort, und wurde immer stärker. Sie sprach alles verwirrt. Ich mußte eilen sie nach Hause zu bringen.

Was die nächste Ursache dieser Gemüthsveränderung gewesen seyn mag, weiß ich nicht. War es die große Hizze, die wir denselben Tag hatten — war es der Zichorienkaffe, den wir tranken — oder waren es Grillen der Eifersucht — Gott weiß es.

Genug, wir konten kaum den Garten erreichen, so sehr nahm das Uebel überhand. Sie wolte al-

le Augenblik aus dem Wagen, und sprach kein vernünftiges Wort mehr. Ich brachte sie ins Bette, und die Manie dauerte die ganze Nacht hindurch. Alle Unreinigkeiten gingen unter ihr weg, und um Mitternacht bemerkte ich, daß sie in einem Oceane lag. Ich mußte Leute herbeirufen, und sie in ein trokkenes Bette bringen lassen. Gegen Morgen nahm die Verwirrung so zu, daß ich beständig zwei starke Leute rechts und links an ihrer Lagerstäte halten mußte, welche kaum im Stande waren, sie zu bändigen. Der Arzt kam. Er verordnete Arzeneien, und Aderlaß. Aber die Raserei dauerte drei ganzer Tage. Am vierten ward sie ruhiger. Und den fünften war sie so gesund, und vernünftig, als sie vorher gewesen war. —

Ich kan mir diesen Vorfal nicht erklären. Sie hat sich auch, Gott Lob, nie wieder in diesem Zustande befunden. Aber die Hypochondrie und das histerische Wesen ist immerdar geblieben.

Eine große Erschütterung verursachte ihr bald auch der Tod meines Hanchens. Und ich muß von mir selbst sagen, daß er mich erstaunend tief ver-

wundet hat. Ich kan durch kein Uebel ganz ausser Fassung gebracht, oder zu Thränen genöthiget werden. Aber hier waren sie mir sehr nahe. Und ich habe ein Jahrlang das Bild dieses Kindes, an dem meine ganze Seele hieng, nicht aus meiner Phantasie los werden können. Alle Augenblik erschien sie mir bald in der, bald in jener Stellung, in welcher sie ehemals mich entzükt hatte.

Bald darauf verursachte ein merkwürdiger Diebstahl die Vermehrung des Mismuths meines armen Weibes. Sie hatte von ihrem seligen Manne eine goldene Uhr, die ihr sehr werth war, und diese ward ihr auf folgende Art gestohlen. Es ließ sich eines Morgens ein Pfarrer bei mir melden, und schikte mir zugleich ein Kollektenbuch herauf, laut dessen er für seine Gemeine in der Pfalz zu Erbauung einer neuen Kirche sammelte. Ich war mitten in der Arbeit, und befahl also, daß man den Pfarrer unten in die Wohnstube führen solte, aus welcher ein Fensterchen in die Küche ging, in der meine Frau sich befand. Die goldne Uhr stund in einem vergoldeten Gehäuse auf der Kommode. Ich vergaß über dem Studiren den

Pfarrer. Nach einigen Minuten besann ich mich, sprang hinunter, gab ihm einige Groschen, und fertigte ihn ab. Kaum war ich in mein Zimmer zurük, als ich meine Frau jämmerlich schreien hörte. Ich eilte hinab und vernahm, daß sie den Verlust ihrer Uhr bejammerte. Wir fielen alle gleich auf den Pfarrer. Wir schiften ihm nach. Er war nicht zu finden. Ich ließ es dem General melden, und erhielt die schleunigste Hülfe. Er gab gleich Befehl, keinen Fremden zu den Thoren hinauszulassen, und veranstaltete eine Haussuchung. Aber der Dieb war entwischt. Es wurden einige Husaren nachgeschikt, aber auch diese konten den Pfarrer nicht ertappen. Die Uhr war fort! — Aber sie kam wunderbar wieder.

Nach einem Viertel Jahre sprach der Professor Diez nach der Beichte mit meiner Frau, erwähnte ihres erlittenen Verlusts, und erzählte ihr, daß er eben eine schöne goldne Uhr bei sich habe (er war wirklich Kenner, und gab sich mit Repariren ab) welche zu verkaufen sey: er könne ihr für die Güte des Werks stehen. Ich hörte das, und nahm, weil ich schon lange darauf gedacht

hatte, meiner Frau den Schaden zu ersezzen, und ihren Kummer darüber zu enden, an dem Gespräche Antheil. Der Professor Diez fuhr fort die Uhr zu loben, und nach ihrer äussern und innern Beschaffenheit zu beschreiben. Ich bemerkte gleich eine ganz ausserordentliche Aenlichkeit dieser beschriebnen Uhr mit der gestohlnen: aber ich ließ mir nichts davon merken. Dem Professor Diez erklärte ich sogleich, daß ich auf sein Wort sie kaufen wolle, er möchte so gütig seyn, und mir sie zum Ansehen überschikken. Er thats, und — es war, wie ich vermuthet hatte, meines Weibes Eigenthum.

Ich behielt die Uhr und ließ dem Professor Diez melden, daß dies die gestohlne Uhr sey. Er kündigte dies dem Juden an, von dem er sie hatte. Der Jude wandte sich an die Frau van Hill nach Frankfurt, von welcher sie an den Juden gekommen war. Kurz, wir brachten endlich gerichtlich heraus, daß ein Pfarrer sie der Uhrmachers Wittwe, van Hill, gebracht und sich dafür eine silberne nebst zwanzig Thalern Geld hätte heraus geben lassen. Die Sache ward klar und wir behielten

die Uhr. Aber der Thäter war noch unbekant, und die schönen Perloks über sechs Luisdor am Werth, blieben verloren.

Indeß breitet sich die Geschichte aus. Der Jude, der am meisten dabei verlor, zog überal Kundschaft ein. Endlich auf einem Giesser Jahrmarkt stand der Jude in einem Zirkel von Bauern und schimpfte auf den Pfarrer, der ihn durch seine Dieberei in solchen Schaden gesezt hatte, erzählt einige specielle Umstände, die er von mir wuste, — die Figur, Kleidung, Physionomie des Pfarrers, nebst dem Orte, für welchen derselbe kolligirt hatte. Und siehe, in diesem Zirkel befunden sich die Brüder des Pfarrers, welche aus der Beschreibung ihn kanten und aus seiner ehemaligen diebischen Lebensart, die er schon als Schüler geführt hatte, den ganzen Vorgang ahndeten, und zogen also den Juden auf die Seite. Nach einigen Fragen, die sie an den Juden thaten, fanden Sie sich in ihrer Vermuthung völlig bestärkt. Sie baten den Juden seine Nachsuchungen einzustellen und erboten sich, ihm seinen Schaden zu ersezzen. Sie wurden auch eins mit ihm und der Jude erhielt acht

Luisd'or, welche er der Wittwe van Hill bezahlt hatte.

Nicht genug. Die zwei Bauern, welche ihres Bruders öffentliche Schande, und Unglük verhüten wolten, (er hatte wirklich eine Pfarrei, und ein Weib mit fünf Kindern) wandten sich an mich, gestunden mir den Namen des Diebes (den ich hier verschweige, weil er noch leben möchte — in Giessen war er damals bekant) und flehten wehmüthig, daß ich meinen Schaden wegen der Perloks angeben, und ihren Bruder weiter nicht verfolgen möchte. Ich nahm vier Luisd'or und schwieg. — Durch so sonderbare Zufälle mußte alles Gestohlne uns ersezt werden!

Man wird es übrigens etwas räthselhaft finden, wie ein Prediger im Amte solche unglükliche Wege betreten konte. Ich wil daher meinen Lesern wenigstens etwas zum Aufschlusse sagen. In der Pfalz haben die Reformirten in vorigen Zeiten alle Kirchengüter an sich gezogen, nachdem sie die Oberhand über die Lutheraner sich errungen hatten, welche nach der Reformation die ersten Besizzer ge-

wesen waren. Und so sind jezt die lutherischen Pfarren fast sämtlich ohne Fond. Ein lutherischer Pfarrer hat gewöhnlich 40 höchstens 80 bis 100 Gulden von der Willigkeit seiner Gemeine. Daher leben die meisten in der äussersten Armuth. Dies hat zwei traurige Folgen. Erstlich melden sich zu so elenden Diensten gewöhnlich nur die allerverdorbensten Kandidaten, welche sonst nirgends unterzukommen wissen: so daß man in der Pfalz vergleichungsweise die meisten unwürdigsten Menschen unter den Pfarrern findet. Zweitens nöthigt sie die Armuth zu allerlei Unternehmungen, durch welche sie sich Brod für sich, und ihre Kinder zu verschaffen suchen. Und unter diesen Unternehmungen ist eine der gewöhnlichsten diese, daß ein Pfarrer des Sommers seine Gemeine verläßt, und sich nach Holland, der Schweiz, und andern Orten begiebt, und — erdichtete Kollekten macht, von denen er hernach den Winter über lebt. Solcher falschen Kollektanten giebts viele. Was Wunder, daß einer auch einmal sich gelüsten läßt, mehr zu nehmen, als man freiwillig für seine Kollekte bestimt hatte.

Ich that jezt überall mein möglichstes, meine Frau zu beruhigen, und sie vergnügt zu machen. Und ich kan hieher besonders die Thorheit rechnen, mir Wagen und Pferde anzuschaffen. Ein gewisser Regirungs-Rath Heß, beredete mich dazu. Dieser hatte eine alte leichte Wiener-Karrethe mit zwei Polaken, für 50 Gulden an sich gekauft, und brachte mich, durch die großen Lobsprüche, die er seinem Fuhrwerke machte, dahin, daß ich für 130 Gulden sie ihm abkaufte. So wie ich das Wesen ins Haus brachte, lachten alle Nachbarn mich aus. Und in zwei Tagen entdekte sichs, daß beide Pferde so voller Läuse waren, daß man sie Mezzenweise von ihnen herabkehren konte. Die Haare fiengen ihnen an auszufallen, und sie wurden scheuslich. Scham und Unwille ergriffen mich. Ich schikte dem Regirungsrath sein Wesen wieder ins Haus, und — war so glüklich, da mein Koch mir die laesionem ultra dimidium demonstrirt hatte, den Verkäufer zu zwingen, daß er sein Fuhrwerk behalten mußte. — Ich aber hatte nun einmal dem Giesser Publikum mit einer Equipage Gelegenheit zu reden gegeben, und wolte also nicht gestatten, daß man meiner Ohnmacht spotten

solte. Ich kaufte mir nun eine Halbschäse, und zwei Meklenburger Pferde, und stelte ein Fuhrwerk auf, das sich sehen ließ. Und diese Thorheit kostete mir 300 Gulden, dazu ich 200 aufnehmen mußte.

Nun fuhr ich alle Tage wenigstens eine Stunde spaziren, und suchte mein Weib zu zerstreuen. Aber ich konte den Gedanken nicht tödten: „mein Mann liebt mich nicht mehr." — Sie ging jezt einen Schritt weiter, als sie gegangen war. — Sie fieng an, ihrem Herzen Luft zu machen, und ihre Klagen mitzutheilen.

Und gerne hatte ichs erduldet, daß sie ihrer Busenfreundin, der Bergräthin Baumer, welche auf ihren Alten auch eifersüchtig war, und daher ganz mit meiner Donna sympathisirte, ihre Noth geklagt, und über mich geseufzt hätte. Allein sie that weit mehr. Sie klagte überall. Wo sich nur ein freundlich Gesicht ihr näherte, in welchem sie einige Freundschaft zu lesen glaubte, da ergoß sie sich in Erzählungen alles ihres Kummers, den sie von Erfurt an, bis hieher gehabt hatte. Nirgends

sezte

sezte sie mich herab. Nirgends beschuldigte sie mich einer schlechten Handlung. Ueberall vielmehr sprach sie mit Achtung von mir, und nennte mich den würdigsten und vortreflichsten Mann. Aber darüber klagte sie mit Thränen, daß ich sie nicht liebte, und so achtete, wie ihre Tugend es verdiente.

Dies verstimte ihre Seele nicht nur noch mehr, weil sich überall Leute fanden, die schlecht genug dachten, sie in ihrem Wahne zu bestärken, und ihr allerlei verdächtiges von mir ins Ohr zu sagen, — denn sie ließ sich mit ihren Klagen selbst bis zu Mägden und Waschweibern herab, — sondern es that auch mir den unendlich großen Schaden, daß selbst meine Freunde aus diesen Klagen meines Weibes, die sie mit der Leipziger Geschichte so wol, als mit meiner ganzen Lebhaftigkeit reimen zu müssen glaubten, Argwohn schöpften und wenigstens einige Schuld mir beimaßen, theils, daß meine Feinde um desto kühner mich angreifen, meinen Karakter schwärzen, und die schändlichsten Verleumdungen damit glaubhaft machen konten,

da sie durch die Klagen meiner eignen Gattin gerechtfertiget zu werden schienen.

Jemehr also die Bennersche Partei durch die Protektion der Landgräfin, des Kurators, des Kanzlers und anderer Freunde gehindert wurde, mir zu schaden, und — je weniger sie meine theologischen Meinungen selbst widerlegen, und durch Gründe mich besiegen konte — desto eifriger wurde sie, — was zu allen Zeiten die Maxime der Orthodoxie war — meine Person anzugreifen, und meinen moralischen Karakter in und auswärts zu verunglimpfen. Ich ward also, durch den Umgang mit meinem Freunde Koch, zum Spieler und Säufer, und durch die Klagen meines Weibes, zum Wollüstling verschrien. Und da nun wenige Menschen Zeugen meines beständigen Fleißes, und meiner häuslichen Ordnung waren, und das liebe Publikum, in Giessen — nach meiner gesellschaftlichen Jovialität, und auswärts — nach den Ausstreuungen meiner Feinde mich beurtheilte; so trafs zu — semper aliquid haeret. — Der Mann, dessen Kraftaufgang man aus seinem Fleiße beinahe aufs Haar berechnen konte, mußte

sich Ausschweifungen nachsagen lassen, welche die doppelte Summe von Kraft erfodert haben würden, welche notorisch von meinen Geistesarbeiten aufgezehrt wurde. — Niemand war so menschlich, über die Demonstration meines eignen Lebens zu reflektiren, und den so nahe liegenden Schluß zu machen: — der Mann, der in vier Jahren bei einem Predigtamte, und einer Professur so viel Fortschritte in eigner Aufklärung thut, und so viel als Schriftsteller fürs Publikum arbeitet, kan — kein liederliches Leben führen — kan höchstens einzelner Thorheiten fähig seyn, — aber die Ausschweifungen, deren man ihn beschuldigt, sind unmöglich. — So billige Richter fand ich nie. Und mein gutes tugendhaftes Weib verscheuchte sie mir vollends durch ihre Schwachheit, die sie unglüklich, und mir tausend Kummervolle Stunden machten.

—

Ich gestehe, daß jezt mein Mismuth auch wuchs, und daß meine Philosophie, welche seither die Stelle der Liebe vertreten hatte, zuweilen einmal ohnmächtig ward — besonders wenn ihr tägliches Nörgeln auf der einen Seite, und häufiger

Verdruß über kleine Vernachlässigungen des Hauswesens, besonders über verdorbenes Essen, auf einer andern Seite, mir den Kopf wirblicht machten. Auch die stärkste Seele erschlaft. Auch der Philosoph bleibt Mensch. Ich ward zuweilen heftig, und vermehrte das Uebel.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Ende meiner Wallfarth in Giessen.

Aller meiner Leiden und Lasten ohngeachtet, fühlte ich mich in Giessen noch immer glüklich. Mit Lust und Feuer arbeitete ich auf meiner Studierstube — stolz, wenn die Schweistropfen mir unter den Armen herab auf meine Lenden fielen, — und mit der größten Heiterkeit, und der allerfröhligsten Laune genoß ich die Stunden der Erholung auf meinem Wagen oder in dem Zirkel meiner Geselschafter. Ich litt nur Viertelstunden. Stunden und Tage dauerte die Ruhe. Meine Gesund=

heit war eisern, und mein Schlaf glich dem Schlafe des Tagelöhners. Essen und Trinken schmekte mir. Und — was noch zur Fröhligkeit fehlte, gab reichlich die liebe Phantasie, die ståts von den erfreulichsten Aussichten in bessre Zeiten schwanger war.

Aber im vierten Jahre bekam die Sache in Giessen eine neue Gestalt. Meine Feinde wurden mächtiger, und meine Lage schien bedenklicher zu werden, als sie es je gewesen war.

Der erste Sturm erhob sich durch eine Schrift des Senior Götze, Gott hab ihn selig, mit welcher er gegen meine neuesten Offenbarungen grimvol zu Felde zog. Sie führte den donnernden Titel: Augenscheinlicher Beweis, daß des D. Bahrdts Uebersezzung des N. Testaments nichts anders, als wahre Gotteslästerung sey. Und dieser Titel machte auch das meiste Aufsehn. Inwendig war gemeines, und seichtes Gewäsch, welches sich auf jeden Gelehrten paßte, welcher von der herkomlichen Bibelauslegung abwich, und ihn zum Gotteslåster ermachen konte. Nur eine Stelle zur Probe.

Ich hatte die Worte Christi: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, ohngefähr so übersezt: ihr könt auf meinen Beistand rechnen, bis die Warheit gesiegt haben, und Judäa zerstört seyn wird. Bei dieser Stelle hub der Hamburger Melchior also an: hier wil uns dieser Gotteslästerer abermals eine tröstliche Beweisstelle für die Algegenwart der menschlichen Natur Christi aus den Händen winden, indem er die Worte „ich bin bei euch" von einer bloßen Unterstüzzung erklärt, und das wirkliche Zugegenseyn unsers Jesu verleugnet, welches er mit diesen Worten seinen Jüngern, und uns allen verheissen wolte u. s. w.

Diese kezzermacherische Schrift erschrekte mich gar nicht. Ich schrieb einige wenige Bogen, um den Hamburger Zeloten abzufertigen, und rechnete darauf, daß das Publikum mich und meine Gegner richtig beurtheilen würde.

Aber der Alte betrachtete dieses Götzische Produkt als das Stükchen Kühn, das ihm so lange schon gefehlt hatte, um den zusammengetragnen

Holzstos anzünden, und mich darauf braten zu können. Er breitete sie, mit Kosten, in der Stadt und bei Hofe aus. Und er nahm allen seinen Wiz zusammen, um in einer Vorstellung an den Hof, es recht rührend darzulegen, daß ich nun der schreklichsten Kezzereien öffentlich bezüchtiget sey, daß ich durchaus nicht mehr auf dem theologischen Lehrstuhle geduldet werden könne, daß die Gemeine geärgert, und die studirende Jugend in Alarm gesezt sey, daß die Universität durch mich stinkend werden, und alle Reputation verlieren würde u. s. w.

Dies Libel, welches aus Gözzens Schrift eine greuliche Liste meiner Irthümer aufstelte, und von einer Menge Privatbriefen unterstüzt wurde, that anfangs keine Wirkung. Es blieb in Darmstadt liegen, und der D. Benner bekam abermals einen Durchlauf vor Aerger, daß sein Scheiterhaufen auszulöschen begann.

Aber jezt starb die Landgräfin, und — der Herr v. Moser kam ins Land, und erhielt von dem Landgrafen das Ruder des Staats, weil er

ihm versprochen hatte, die zerrütteten Finanzen auf das leichteste, und erwünschteste in Ordnung zu bringen.

Moser war ein Mann, der voller Intrigen, überall den Mantel nach dem Winde hieng. Er war alles, was man wolte, oder vielmehr, was er für seine Absicht zu seyn für nöthig fand. Er war unter Atheisten, Atheist: unter Aufgeklärten ein Freund des Freimuths: unter Pietisten ein Pietist: unter Kezzermachern ein Alba. Sein Gang war, überall das Eisen zu schmieden, weils warm ist. Daher schnitt er auch im Darmstädtschen eine kurze Zeit seine Pfeife, und bekam in wenig Jahren seinen Abschied.

Moser schlug sich jezt auf die Bennersche Partei. Er that zwar in Briefen gegen mich sehr gratiös, und schien ein Freund meiner Talente zu seyn: aber mit Seufzen, und Achselzukken erkante er doch, daß ich der Kirche und Akademie allerdings gefährlich scheine. Kurz, Moser nahm Benners Klage an, brachte sie im Geheimdenraths-Kollegio zur Ueberlegung, und endlich kam es so

weit, daß die Sache an auswärtige Fakultäten verschikt werden solte.

Mein Freund Koch, brachte mir diese Trauerpost zuerst. Und so viel er seither Muth gezeigt, und mir Muth zugesprochen hatte, vor keiner Bennerschen Machination mich zu fürchten, sondern meines Weges mit ruhiger Vorsicht fortzuwandeln, so sehr schien er jezt selbst betreten zu seyn. Er zukte die Achseln, und wuste nicht, wozu er rathen solte.

Natürlich! — Auf eine preußische Universität und selbst nach Göttingen würde man die Kezzerklage nicht geschikt haben. Und der Geist der Zeit ließ nichts gewissers erwarten, als daß die Fakultisten, denen Moser das Ding in die Hände spielte, mich ziemlich plump verurtheilen würden. Eine Anfoderung des Wiederrufs, war das geringste, was ich besorgen muste. Und dazu war ich schon damals in meinem Glauben an meine selbst erkante, und durch so gewissenhafte Prüfung aufgefundene Warheit, alzufest, als daß ich mich, auch bei der Gefahr, Amt und Brod zu verlieren, hätte

entschließen können. Lieber mit Weib und Kind betteln, als Priestern und Theologen einen solchen Triumpf lassen!!

In diesem kritischen Zeitpunkte kam — der Herr von Salis von Marschlinz, und verlangte mich zum Direktor seines Philantropins, mit 2000 Gulden Gehalt.

Ich wußte vorher kein Wort von ihm, und seinem Philanthropin. — Er war nach Dessau gereißt, um sich mit Basedow zu berathen, wie er sein in Marschlinz errichtetes Erziehungsinstitut verbessern, und durch Verbesserungen in Aufnahme bringen möchte. Sein Wunsch war, bei dem damals anerkanten Obermeister in der Pädagogik alle dessen Arkana auszufragen, alle seine weisen Einrichtungen in Augenschein zu nehmen, alle seine Handgriffe der Methode ihm abzulernen — bei der Gelegenheit sich nach guten Lehrern umzusehen — vor allen Dingen aber einen tüchtigen Direktor zu bekommen, und — so das zweite Philanthropin in der Welt (ein Name der zu der Zeit noch großen Respekt hatte) stiften zu können.

Beide Aldermänner der Nation hatten schon einige Tage beisammen gesessen, und bei altem Mallaga, über den erhabenen Begrif eines Philanthropins sich besprochen, und dabei allerlei Männer in Vorschlag gebracht, welche des Glüks gewürdiget werden solten, das Direktorium des Marschlinzer Philanthropins zu verwalten. Aber der eine war ihnen nicht gelehrt genug gewesen, der andere hatte nicht Feuer, und Thätigkeit genug gehabt, ein dritter hatte in seinen Grundsäzzen nicht Basedowisch genug geschienen, ein vierter war zu alt, ein fünfter zu jung vorgekommen. Und so hatten sie, in diesem wichtigen Punkte unschlüssig, sich schlafen gelegt. Basedow aber hatte versprochen, im Bette nachzudenken, und Hofnung gemacht, daß ihm der rechte Mann gewiß einfallen würde. Denn er hatte, oder verlangte wenigstens den Glauben an die Kraft seiner Seele, daß ihm kein Gedanke aussenbleiben könne, wenn ers schlechterdings drauf anlege, und seine Denkkraft, besonders bei Nacht, in volle Spannung sezze.

Des andern Morgens früh um vier Uhr sprang die große Feder in Basedows almächtiger

Seele. Er fuhr aus dem Bette, um den hervorgeschnelten Gedanken nicht veralten zu lassen. Im Hemde stürzt er in Salis Schlafgemach, und schrie als wenn Feuer im Hause wäre: Hör'! ich habe den Mann! — Salis. Bin ich nicht erschrokken! Wer ists denn? — Basedow. Bahrdt! der ist ganz, ganz der Mann, den du brauchst. — So hat mir der Herr von Salis selbst erzählt.

Ich saß eines Abends mit meiner Frau allein, um mein Abendbrod zu verzehren. Es war im Spatherbst: also schon Nacht. Die Magd meldete einen Fremden. Er trat herein. Ich bin Salis von Marschlinz, und wünsche Sie kennen zu lernen. — Kommen Sie, mein Herr, und nehmen Sie mit mir vorlieb. Sie finden mich ganz allein. — Das ist mir eben recht. Ich nehme ihre Einladung an, denn ich bin ein Mann ohne Umstände. — Das gefiel mir. Wir sezten uns. Sein Blik war feurig und groß, aber seine Mine und Worte so sanft und gütevol, daß ich bezaubert wurde.

Ich war begierig den Mann näher zu kennen, dessen Blik so viel auffallendes, und beinahe Furcht

erregendes hatte, und der doch dabei durch ein natürliches, ofnes, biederes und äusserst freundliches Wesen mein Herz so ganz hinzureissen schien. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß er einer der größten, reichsten und mächtigsten Edelleute unter den freien Graubündern, und zugleich Königlich französischer Minister (diesen Titel führte er als Chargé d' affaires) in diesem kleinen Staate war. Und nun ward meine Bezauberung um so viel größer, daß ich einen so großen Staatsmann so traulich bei meinem Ragout sitzen, und so braf zulangen, und so herzlich und brüderlich mit mir leben sah.

Man denke, wie, nach einer solchen Vorbereitung meines Herzens, die Frage des Herrn von Salis meinem Verstande erscheinen muste, ob ich wohl Lust hätte, mit ihm zu ziehen, und für 2000 Gulden Gehalt, Direktor eines Philanthropins zu werden?

Das willigste und herzliche Ja erfolgte warlich auf diese Frage so nothwendig in meinem Herzen, als auf eine Verkältung eine Stokkung er-

folgt. Doch ließ ich nicht mehr meine Hizze so mich übereilen wie ehemals, da Bechtold mir die vierte Stelle in Giessen antrug. Ich antwortete ganz ruhig, daß wenn alle mir noch unbekanten Umstände, so nach meinem Wunsche wären, wie die bekanten, so wäre es wohl möglich, daß ich mich entschlösse.

Ich fing jezt an, den Herrn v. Salis zu examiniren. Und nie ist ein Kandidat so gut bestanden. Auf alle Fragen, die der schlaue Staatsmann für Wünsche ansehen konte, und das waren meine meisten, antwortete er das allerversicherndste Ja. Ich mochte mich nach der Beschaffenheit des Landes, nach der Güte der Wege, nach der Artigkeit der Einwohner, nach der Bauart der Wohnung, nach dem Klima, nach dem Tone der Gesellschaften, nach den Preisen der Lebensmittel, kurz nach allem nur möglichen erkundigen, was mich einigermassen interessiren konte; so war alles so, wie ich es wünschen mußte. Und so war auch nichts als, Ja, bei dem zu vernehmen, was ich in Ansehung meiner persönlichen Verhältnisse zu wissen verlangte: wenn ich z. B. fragte, ob ich

so und so mich kleiden, in den und den Fällen, so und so handeln — ob ich meine Equipage mitneh- men, sie dort mit Schiklichkeit beibehalten, sie eben so gut wie hier unterhalten, in dortigen Wegen eben so wohl gebrauchen könne u. s. w.

Und nun lasse ich alle verständige Beurtheiler über mich sprechen, und entscheiden, ob ich jezt wol dem hernach so oft bereuten Entschlusse, Gies- sen zu verlassen, entgehen konte? — Ich war in einer so kritischen Lage, bei welcher meinem Koch selbst bange wurde. Ich muste die Möglichkeit denken, daß ich von meinen Feinden unterjocht, und gezwungen würde, zu widerrufen, oder brod- los zu werden. Ich erblikte mitten in diesen Ge- fahren eine neue Vokation, bei welcher ich mich nicht in der Gewalt eines schwachen Fürsten sahe, der unverhört zur schimpflichsten Strafe verurtheil- te, sondern in den Händen eines Mannes, der die Sanftmuth, und Menschenliebe selbst zu seyn schien. Ich sahe den glänzendsten Wirkungskreis eines Direktors philantropinischer Anstalten, die damals in ganz Europa posaunt, und bewundert wurden. Ich fand einen Gehalt, der mehr als

doppelt so groß war, als mein bisheriger. Ich fühlte den entzükkendsten Gedanken, daß jezt einer meiner süssesten Wünsche in Erfüllung gehen, und ich mitten im Genuß der schönen Natur, und des stillen Landlebens versezt werden solte. Ich dachte mir das Glük, dem zänkischen Zirkel der Theologen entrükt, mit einem weisen und edeldenkenden Manne Hand in Hand das unermeßlich viel Gute zu stiften, was der Sage nach, ein Philanthropin stiften solte. Ich erwog endlich die ruhige Einsamkeit, in welcher mein armes Weib, frei von allen Gegenständen, die ihre Eifersucht reizen konten, nunmehro geheilet und die frohere Mitgenossin meiner Glükseligkeit werden würde. — Wer getraut sich hier mir einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich Ja sagte?

Freilich, wenn ich bei dem allen gewußt hätte, was ich nicht wußte, sondern erst spat hinterher lernte, — daß Salis nur die Gestalt des Engels angenommen hatte, daß er im Grunde ein hartherziger, stolzer, in sich selbst verschloßner, und ganz egoistischer Staatsmann, und nichts weniger als ein natürlicher, und eines traulichen Umgangs

Umgangsfähiger Freund war: daß ich ein verhunztes und unheilbares Institut finden und bei unsäglicher Arbeit, marternden Kränkungen und beständiger Furcht vor Tirannisirungen, keinen Nuzzen stiften würde: daß von allem beinahe, was ich den Herrn v. Salis gefragt, und er bejahet hatte, das Gegentheil sich finden solte: — daß ich gegentheils, wenn ich muthig in Giessen ausgehalten hätte, ich vielleicht obgesiegt oder doch in den preußischen Staaten gewiß meine bessere Versorgung gefunden haben würde; da hätte ich mich ganz ohnfehlbar zu diesem Schritte nicht verleiten lassen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wanderung aus Deutschland in die Schweiz.

Meinem Freunde Koch traten die Thränen in die Augen, da ich ihm ankündigte, daß er mich verlieren würde. Er that im Affekt der Freundschaft, die sein Herz mit dem meinen verkettet

hatte, alles mögliche, meinen Entschluß rükgängig zu machen. Er fing so gar an, zu behaupten, daß meine hiesige Lage so gefährlich nicht sey, und daß ich gewiß nicht unterliegen würde. Aber nun war alles vergeblich. Ich hatte mein Wort gegeben, und — ich war auch viel zu sehr von dem Phantom eines Philanthropins, das ich nur oberflächlich kante, und von der Salisschen Engelsgestalt eingenommen, als daß ich hätte zurüktreten können.

Salis akkordirte mir freie Reise, zu welcher er vor der Hand mir dreißig Karolins übermachte, und verlangte, daß ich vorher nach Dessau gehen, und Basedows Geist erst noch ganz über mich ausgiessen lassen solte. Dies leztere war mir eine Freude, als ob ich auf ein Pfingstfest wandern solte. — Ich bat bei Hofe um Urlaub, und erhielt ihn.

In Dessau lebte ich auf Salis Kosten ohngefähr vier Wochen äusserst vergnügt. Meinen Heres hatte ich mitgenommen, weil Salis auf mein Wort ihn zum Lehrer mit 150 Gulden Ge-

halt und freier Kost, Wohnung u. s. w. angenommen, und ausdrüklich verlangt hatte, ihn in der Pädagogik unterrichten und üben zu lassen. Aber wir verfehlten beide unsern Zwek. Er fand keinen, der nach Salis gemachter Bestellung, sich mit ihm über Kinderunterricht, und Kinderbehandlung besprach. Und das, was er durch den Umgang mit den dortigen Lehrern, und Besuchung ihrer Lehrstunden erlernen konte, war herzlich unbedeutend. Und ich — bekam auch nicht ein Tröpflein des pädagogisch = philanthropinischen Geistes, den der große Basedow hätte über mich ausströhmen sollen.

Wir lebten alle Tage bei gutem Essen und Trinken in guter Gesellschaft. Wir spielten unser L'homber. Wir gingen aufs Elbhaus. Wir trunken Mallaga, und rauchten Tabak dazu. Und alles, was Basedow that, um etwas gethan zu haben, bestund darin, daß er mich mit seiner eingebildeten Sprachmethode quälte, und mir über dieselbe einigemal etwas diktirte, was weder Anfang noch Ende hatte.

Ich fühlte sonach gar bald, daß auch hier mein eigner Kopf mir durchhelfen müßte. Ich holte nun durch Gespräche von Basedows pädagogischen Ideen so viel aus ihm heraus, als ich wissen wolte, lief sein Elementarwerk durch, und machte mich so, durch sprechen, lesen, und eigenes Nachdenken, mit der philanthropinischen Lehr- und Erziehungsart vertraut. Dabei ergrif ich selbst die Feder, und machte mir Entwürfe zu allen Theilen meiner künftigen Funktion, und nahm in der Pädagogik, wie in der Theologie meinen eignen Gang, bei welchem ich das Gute von Basedows Ideen im Auge behielt, und dasselbe mit eignen Einfällen, und Erfindungen verband.

So vorbereitet, reisete ich nach Giessen zurük, nachdem ich vorher meinen Vater in Leipzig besucht hatte, bat um meine Dimission, erhielt sie, und machte Anstalten zu meiner Auswanderung. Sperrigte Mobilien verkaufte ich, die besten gab ich auf einen Frachtwagen, nebst meinen Betten, meiner Wäsche und den wenigen Büchern, die ich damals besaß. — Denn ich habe nie Bibliothek gehabt, und seit eilf Jahren habe ich gar kein Buch

mehr im Hause, als was ich von Freunden etwa mir borge.

Aber während dieser Zeit hatte sich ohne mein Wissen schon die ganze Engelsgestalt des Herrn von Salis verändert. Er war von Giessen über Frankfurt gereiset, und hatte den damals berühmten Redakteur der Frankfurter gelehrten Zeitung, Herr Hofrath Deinet besucht. Da dieser Deinet, der erste reputable Mann war, welchen er seit seiner eilfertigen Reise von Dessau zu sprechen bekam, so war er neugierig zu wissen, was dieser von seinem neuen Direktor urtheilen würde. Ohne ihm zu sagen, daß er mich selbst in Giessen besucht, und mit mir sich alliirt hatte, fragte er ihn ganz kalt: a propos, kennen Sie den D. Bahrdt in Giessen? Was ist das für ein Mann? Aber Deinet roch den Braten, weil er schon vorher von Salis selbst gehört hatte, daß er über Giessen gereiset sey, und — daß er mit Basedow die Errichtung eines zweiten Philanthropins in der Schweiz verabredet habe. Der schlaue und hämische Kalvinist gab ihm also die rechte Antwort, wie sie seyn mußte, wenn der Fragende für seine schlaue Verbergung

recht angeführt werden solte. Er machte ein paar grose Augen, und sagte ihm, die Achseln dabei hebend, und mit bedeutender Mine: „Ja, der „Bahrdt ist ein berühmter Mann — ein würdi„ger Mann — ein Genie — ein unaussprechlich „thätiger und fleißiger Gelehrter — vol Feuer „und Kraft, — (Salis hörts mit Entzükkung) — „ein braver, gefälliger Mann — ein höchst ange„nehmer Geselschafter — immer heiter und fröh„lig — (mit sinkender Stimme, aber flüchtig, „wie wenns Kleinigkeit wäre) nur ein kleines bis„chen stolz, und dominirsüchtig."

Bei diesen lezten Worten, die absichtliches Gift enthielten, wars dem Herrn von Salis (wie er mir selbst noch im Wirthshause zu Marschlinz beim lezten Abschiede gestanden hat) als wenn ein Bliz ihn träfe. Er erblaßte. Er brach das Gespräch ab. Er gieng betäubt auf sein Zimmer, um nachzudenken. — Eben dieser so hämisch erdichtete Zug meines Karakters, dessen gerades Gegentheil das Eigenthum meines Herzens ist, war das schrekliche Gespenst, welches den unerschütterlichen Mann erschüttern konte. Denn eben darum hatte

er, wie ich hernach erzählen werde, zwei würdige Männer aus dem Institute verdrängt, um Alleinherr zu seyn, weil sein stolzes Herz durchaus keinen neben sich dulden konte, der nur den Schein einer Mitbefehlshaberschaft an sich hatte. Folglich war gerade dies für ihn das allerfürchterlichste, was er hören konte, daß ich herschsüchtig sey.

Diese Nachricht alterirte seine ganze Seele. Bei den ersten Aufwallungen war er entschlossen, mir sogleich (also ohngefähr drei Tage nach dem geschloßnen Kontrakte) den Handel aufzukündigen, hernach aber besann er sich, und nahm sich vor, mich als brauchbaren Mann ins Joch zu spannen, und dabei alle nur erdenkliche Vorkehrungen zu machen, durch welche mir die Gelegenheit zum Herrschen beschnitten werden mußte.

Indessen war doch nun sein Herz von mir abgewandt. Seine Freude, die er empfunden hatte, mich zu besizzen, wandelte sich in Kummer. Und sein an sich hartherziges und stolzes Herz, gab ihm den Vorsaz ein, nunmehro, statt mich als Freund zu behandeln, aus mir einen Subalternen zu ma-

chen, den er ståts mit Mistrauen beobachten, und den Daumen aufs Auge sezzen müßte. So zerrüttete ein Wort dieses Mannes Ruhe, und meine ganze Glükseligkeit. — Vor Gott bezeuge ichs nochmals, daß ich nichts von dem allen gewußt, sondern aus Salis Munde erst erfahren habe, da ich, nach vierzehn wie in der Hölle zugebrachten Monden, die Schweiz wieder verließ, und ihm vor seinem Wirthshause das lezte Lebewol sagte.

Seine nachmahligen Briefe, welche im Tone immer matter wurden, håtten mich freilich eine vorgegangene Veränderung sollen ahnden lassen. Aber ich war viel zu sehr von meinen frohen Aussichten geblendet, als daß ich eines Argwohns fähig gewesen wåre: zumal da Argwohn überhaupt von meinem Karakter entfernt ist.

Indessen hatte gleich der Anfang meiner Reise noch eine üble Vorbedeutung. In Giessen war ich noch das obgedachte Kapital von zweihundert Gulden schuldig. Mein Glåubiger war mein Freund. Er hatte die ganze Zeit über, in welcher ich meine Abreise öffentlich veranstaltet hatte, mich nicht gemahnt. Ich hatte Abschied von ihm ge-

nommen, und er hatte kein Wort gesagt. Und so glaubte ich mir die Verlegenheit, ihn um eine noch kurze Frist zu bitten, ersparen zu können. Denn er wußte so gut als ich, daß meine Börse im Stande war, ihn zu befriedigen. Die Ursache, warum ich ihn nicht befriedigte, war blos diese, weil ich gern mit baarem Gelde reichlich versehn in der Schweiz ankommen wolte, um allenfals für Einrichtungen meiner Wohnung, und für meine Unterhaltung im ersten Vierteljahre selbst sorgen zu können, wenn Salis nicht gleich mit Vorauszahlung meiner Besoldung mir entgegen kommen solte. Ich reisete also ruhig von Giessen ab, und zwar am hellen Tage, etwa um drei Uhr des Nachmittags, und sahe mich — da ich in Buzbach ankam, von meinem Gläubiger mit Arrest bedroht.

Ich gestehe sehr gern, daß es mein eigner Fehler war, der dieses Unheil mir zugezogen hatte. Indessen war es doch auch eine sehr unerwartete Schadenfreude, daß der Mann mich, ohne alle Erinnerung, in Giessen entließ, und erst auf der Reise mich in Schrekken zu sezzen trachtete. Viel-

leicht glaubte er, ich würde nicht Rath schaffen, und wieder nach Giessen, zum Hohngelächter meiner Feinde, zurükkehren müssen. Vielleicht daß auch gar Herr Benner noch zu guter lezt diesen Streich veranstaltet hatte.

Aber ich schafte sehr bald Rath. Es kostete mich einen Gang zur verwittweten Metropolitanin Herrnbrod in Buzbach, mit deren vor kurzem verstorbnen würdigen Manne ich in sehr vertrauter Freundschaft gelebt hatte. (Er war ein alter Greis, aber im stillen ein warmer Freund der gesunden Vernunft — wir hatten ihn oft von Giessen aus besucht, — und sie war die wolthätige Pathe zu meinem dritten Kinde. —) Diese wahre Freundin zeigte sich augenbliklich bereit, für mich Bürgschaft zu leisten, daß binnen einem Vierteljahre das Kapital bezahlt werden solte. Und so war der Handel geschlichtet. Ich habe das Geld zu rechter Zeit bezahlt.

Meine Reise hatte nun ihren ungehinderten Fortgang. — Auf einer Halbschäse mit einer Art von Phädon, die ich selbst mit einer wachstuchnen

Dekke über den Rükſiz verſehn hatte, ſaß ich, meine Frau, zwei Kinder, mein Heres, noch ein gewiſſer Schnell, der den Bok einnehmen mußte, und eine franzöſiſche Mamſel, die ſich noch kurz vor meiner Abreiſe bei mir engagirt hatte, und zwar, — wie ich hernach merkte — um als Geliebte dem Herrn Schnell zu folgen, den ich als Lehrer noch mit nahm.

Dies Fuhrwerk zogen meine eignen Pferde, denen ich auf den meiſten Stationen zwei Poſtpferde zu Gehülfen gab. — Ich war, wie immer, Seelenvergnügt auf dieſer Reiſe, von ſo mancherlei Strapazen, und verſtimten Launen meiner Geſelſchaft ſie auch begleitet war. Wir fuhren alle Morgen um vier Uhr aus, und fuhren bis Abends um acht Uhr. Aber Kinder und Gepäkke machten überall Aufenthalt, beim Frühſtük, Mittagsbrod und der Veſper, daß wir doch nie über acht Meilen, oft auch nur ſechſe zurüklegten. Ich war früh ſtäts der erſte, wekte um zwei Uhr den Kutſcher zur Abfütterung, beſorgte den Koffe, half die Kinder füttern und ankleiden, und brachte es durch dieſe Betriebſamkeit dahin, daß wir immer pünktlich um vier Uhr abfahren konten.

Denn Herr v. Salis hatte mir die Marschruthe über Memmingen gemacht, und dort bereits Veranstaltung getroffen, daß ich wol empfangen und nach einer solchen Methode weiter gebracht werden solte, bei welcher sich aller Aufenthalt in Lindau verhüten ließ. Die Ursache davon erfuhr ich erst hernach. Denn in Lindau war sein verabschiedeter Hausmeister Gastwirth. Da er also besorgte, daß ich von dem alles das ihm Nachtheilige erfahren würde, was ich nicht wissen solte, so hatte er den Eheherrn seiner Geliebten, der Madame Baviere, welche des Superintendenten von Memmingen Tochter war, diese Einrichtung machen lassen, daß ich von Memmingen aus gerade durch Lindau geschaft werden, und erst in Feldkirch mein Nachtlager erhalten solte.

Ein Zufall vereitelte dies Projekt, und verursachte eben dadurch, daß der Herr v. Salis nun mit desto bitterern Mistrauen gegen mich erfült wurde. Ich hatte von dem berühmten Schubart in Ulm gehört, und war begierig, ihn kennen zu lernen, und wo möglich, mich an seinen seltenen musikalischen Talenten zu vergnügen. Da ich nun

die erhaltene Marschruthe für einen blossen Vorschlag ansahe, und also meiner freien Wahl folgen zu können glaubte; so nahm ich Schubarts wegen meinen Weg über Ulm, und nicht über Memmingen.

Da wars denn auch der lezte angenehme Tag, den ich in dieser neu angetretenen Lebensepoche genossen habe. Wir kamen zufällig in einem elenden Gasthof, wo schon der Anblik einer Dirne uns abschrekte, welche uns eine Art von Bordel argwohnen hieß. Aber ich machte bald den Schaden wieder gut. Ich schikte zu Herrn Schubart, und ließ ihm meine Ankunft melden. Dieser war so gütig, gleich selbst mich zu besuchen, und mir den besten Gasthof anzuzeigen. Alsbald stelte ich mich, als wenn wir blos gekommen wären, die Pferde zu füttern, ließ nach einer Stunde wieder anspannen, fuhr zu einem Thor hinaus und zum andern wieder herein, und gelangte so zu einem bessern Quartiere. Hier blieb ich den ganzen folgenden Tag noch, und genoß im Gasthofe nicht nur Schubarts Geselschaft, sondern machte auch mit vielen andern Personen von Geschmak, und Kent-

nissen die angenehmsten Bekantschaften. Und Schubart that mir, was er den vornehmsten Fremden abzuschlagen pflegte, wenn er nicht besonders auf Laune war, und ließ sich auf der großen Orgel im Dome so hören, daß ich ganz von der Allmacht seiner Kunst bezaubert wurde.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Beschreibung des Fegefeuers.

Auf der ganzen Reise hatten wir die schönste Witterung gehabt, die wir uns wünschen konten. Als wir aber des Abends nach Lindau am Bodensee kamen, und gleichsam die Gränze Deutschlands betraten, ward der Himmel auf einmal trübe, und es fing an zu regnen, wie es bei der Sündflut mosaischen Andenkens geregnet haben mag. — Das ist ein böses Omen, sagte meine Frau. — Und meine Geselschaft ward kleinlaut.

Aber bald kam etwas schlimmers, als die Sündflut. Denn diese verdarb uns doch nur den Weg, und machte eine Tagereise uns traurig: aber was nun erfolgte, kündigte uns allen ein Leben an, welches die Seelen im Fegefeuer nicht elender führen können.

Herr Rader, der Gastwirth in der Gans, bekomplimentirte mich, fragte nach der Absicht meiner Reise, und da ich ihm erzählte, daß ich gesonnen sey, als Direktor des neuen Philanthropins nach Marschlinz zu gehen, und unter des Herrn v. Salis hohen Protektion pädagogische Thaten zu thun — krazte er sich hinter den Ohren, wandte sich betrübt weg, und sagte weiter nichts als — ich bedaure Sie, lieber Herr Doktor.

Meine Frau hörte das: denn sie hieng immer an meinem Arme, und wimmerte schon seit einer Viertelstunde über das schrekliche Wetter, und über die Kleider, die ruinirt werden würden, und über den bösen Weg, und über die armen Kinder, die in Kälte und Nässe verklummen müßten. — Um Gottes willen, mein Kind, was ist das? —

Mein Heres mochte auch einen Laut vernommen haben, und ertönte mir so nach ebenfals ein stürmisches „Gott Sapperment, was ist das?" in die Ohren, daß mir selbst angst und bange hätte werden mögen.

Wir aßen zu Abend, und so bald dies geschehen war, zog ich Radern auf die Seite, und bat ihn inständig, mir weitern Aufschluß zu geben. Man vernehme, was ich erfuhr, und urtheile über meine Aussichten, die ich bekam.

Zwei Professoren in Chur (der Hauptstadt in Graubünden) Nesemann und Planta, beide Männer von Talenten, hatten auf ihre eigenen Kosten ein Erziehungsinstitut errichtet, und dasselbe auf das Schloß Hallenstein verlegt. Die Sache war für viele erwünscht. Denn im Lande giebts keine Schulen, wo Leute von Stande ihre Kinder erziehen lassen könten. Also war es besonders für den starken Adel in Bünden ein sehr willkomnes Unternehmen, welches ihm Gelegenheit verschafte, seine männliche Jugend im Lande selbst mit Unterricht, und moralischer Bildung zu versorgen.

In

In kurzer Zeit kam das Erziehungshaus zu Hallenstein in den grössten Flor, und die beiden Direktoren ärndeten Ehre und Reichthum. Sein Ruf erschol durch die Schweiz nach Frankreich, und man sahe in kurzem neunzig junge Leute aus den besten Häusern in dieser Schule beisammen. Jeder Pensionist zahlte funfzig Karolins. In zwölf bis dreizehn Jahren hatte jeder Unternehmer seine zwanzigtausend Gulden gewonnen, und — den Dank vieler Eltern sich erworben.

Der Herr v. Salis von Marschlinz, ein immerdar spekulativer Kopf, hatte schon Jahrelang die Goldgrube der Churischen Professoren beobachtet, und endlich — ausgerechnet, daß er noch weit mehr gewinnen würde, wenn er ihr Institut an sich ziehen, und in sein Schloß verpflanzen könte. Da er nun das Geld bis zur Anbetung liebte, so sann er auf Mittel, dieses erhabene Ziel zu erreichen.

Er hatte ansehnliche Güter in Bünden so wol als in Veltelin, welche auf 200000 Gulden geschäzt wurden. Aber sie wucherten ihm schlecht,

weil im ganzen Lande kein Handel ist. Etwas Butter und Vieh wird ausgeführt, und dagegen Salz und Korn eingebracht. Das ist fast das ganze Kommerz. Von Gartengemüsen, Obst und selbst vom Weine ist wenig zu ziehn, weil jeder für sich das nöthige erbaut. Daher war es augenscheinlicher Gewinn, wenn er seine weitläuftigen Ländereien für ein solches Institut anpflanzen, und eine so starke Konsumtion auf seinem Schlosse erzeugen konte. Da konten ihm seine Güter wenigstens drei Procent mehr tragen, als sie bisher abgeworfen hatten.

Die Rechnung war richtig, und das Projekt gelang. Salis erschien den Professoren Nesemann und Planta, wie mir, in der Engelsgestalt, sprach von Menschenliebe, und wahrem Patriotismus — erzählte von Basedows Thaten, und Philantropinischen Herrlichkeiten — zeigte goldene Berge, die zu erwerben wären, wenn sie, vom wahrem Eifer für die Menschheit sich leiten, und aus dem Institut zu Hallenstein ein Marschlinzer Philanthropin machen wolten. Er liebkosete. Er versprach. Er moralisirte. Die Leute wolten anfäng-

lich nicht hören. Sie dachten, hab' ich, sey besser, als hätt' ich. Aber Salis war standhaft. Kein Baum fält auf den ersten Hieb. Er wiederholte seine Vorstellungen, von unendlich grössern Nuzzen, den sie stiften, von zwiefacher Vergrösserung des Instituts, die sie erleben, von dreifach grössern Summen, die sie gewinnen würden. Alles, was Sie wünschten, war schon so gut als erfült. Alle Bedingungen, die sie sich ausbehielten, wurden eingegangen. Mit einem Worte — die Herren liessen sich vom bösen Feinde verblenden und transportirten ihre Lehrer und Zöglinge von Hallenstein nach Marschlinz.

O wie schnel kam ihnen die zu späte Reue. So wie Herr Salis den Vogel in seinem Kefig hatte, legte er die Engelsmaske ab, und nahm gleich einen ganz andern Ton an, wie er einem regierenden Herrn zukomt. Unfähig, einen Menschen neben sich zu dulden, welcher mit ihm gemeinschaftlich befehlen wil, handelte er nun im Institut, als wenn er allein Herr wäre. Das, was in Absicht auf Anbau der neuen Wohnungen für Lehrer und Schüler, und tausend andere Din-

ge verheissen worden war, ward nur in so weit in Erfüllung gebracht, als der Herr vom Schlosse es für heilsam erkante. — Die Herren von Chur murrten, sprachen laut, zankten endlich gar. Aber es war ohnmächtiger Widerstand. Im ganzen Lande war kein Richterstuhl, vor welchen ein Salis gefodert werden konte. Und wer wolte auch in einer Sache Richter seyn, wo alles auf wilkührliche Auslegung der vorhergegangenen Verabredungen ankam.

Einer von den beiden Herren that dem Herrn von Salis es zu gefallen, und ärgerte sich todt. Und der andere ward des Streitens, und Chikanirens müde, und retirirte sich nach Chur. Und so bekam Herr Salis, nach dem Wunsche seines Herzens, das ganze Institut in seine Gewalt und — war Hahn in Korbe. — Es erfolgte eine Reformation.

Das Philanthropin wurde nun, nach Maasgabe des Namens eine Schule der Menschenliebe. — In Chur war vordem ein Kaufmann Baviere, der die obgedachte schöne Superintenden-

ten Tochter zur Gemahlin hatte. Dieser ward Bankrut. Der Menschenfreund Salis unterstüzte ihn. Er nahm ihn mit der schönen Frau ins Haus. Einfältige Leute, welche die Sache nicht verstehen, schnikerten darüber. Aber die Menschenliebe blieb standhaft, und achtete das Geflüster der Thoren nicht. Nachdem Herr Salis des Erziehungsinstituts Alleinherr worden war, mußte Rader, welcher bisher die Oekonomie desselben so verwaltet hatte, daß Eltern, Lehrer und Kinder, in Absicht auf Kost, Reinlichkeit, und Pünktlichkeit, im höchsten Grade zufrieden gewesen waren, seinen Abschied nehmen, und Herr Baviere nebst Madam an dessen Stelle treten. Und so ward das Philanthropin — eine Affaire des Herzens.

Was bedurft es weiter? Nahrung des Geistes und Herzens ist wichtiger als alles Körperliche. Es war also von geringer Bedeutung, daß unter der Direktion der schönen Baviere das Körperliche etwas lit, daß das Essen schlechter wurde, daß die Ordnung in Konfusion überging, daß die alte Reinlichkeit nicht mehr herschte, daß Lehrer und Kinder misvergnügt wurden, daß alles auf

die Dame schmälte, die Zöglinge laut sich über ihren Einfluß skandalisirten ꝛc.

Im Ernste zu sprechen, das Philanthropin fieng an einzugehen. Die besten Lehrer und Versorger desselben, Nesemann und Planta waren dahin. Die so wichtige Hausmeisterei hatte ihren Rader verloren, welcher Redlichkeit, Fleiß und Akkuratesse vereinigte, und befand sich in den Händen eines jungen Weibes, das weder Einsicht noch Kräfte zur Arbeit hatte. Einige der besten Unterlehrer gingen auch fort, weil sie die Greuel nicht mit ansehen, und das Tirannysiren nicht ertragen mochten. Und zu dem allen kamen noch drei ausserordentliche Uebel, welche den Untergang des Instituts unvermeidlich machten.

Das eine war die Alarmirung des Publikums über Madam Baviere. Hätte Herr Salis sie als Freundin blos genossen; so würden die Klugen gar nichts gesagt, und sein Recht, frei und nach eigner Einsicht zu handeln, ihm nicht gekränkt haben, und über das Geschwäz der Einfältigen hätte er sich ohne Schaden hinwegsezzen können. Aber da er

diesem Weibe das ganze Institut preisgab, da er ihr die so schöne und mit algemeiner Zufriedenheit geführte Oekonomie aufopferte, da er alle Lehrer und Zöglinge durch sie misvergnügt machte, und sich gefallen ließ, daß alle Schüler die Madame Baviere als seine Charmante ansahen, und darüber ihren Wiz auslieſſen: da war es wol kein Wunder, daß auch das klügere Publikum grossentheils von ihm abfiel, daß das Institut seine Reputation verlor, daß die Eltern ihre Kinder theils selbst wegholten, theils von den Kindern darum dringend gebeten wurden.

Ein zweites eben so großes Uebel war die ungesunde Lage des Orts. In Marschlinz und Igis, was gleich dabei liegt, bekommen fast alle Menschen, gewiß aber alle Fremde, welche das Klima nicht gewohnt sind, alle Jahre einmal — das kalte Fieber. — Woher diese Epidemie entstanden war, wußte mir Rader nicht zu sagen. Ich glaube aber nachher die Ursache gefunden zu haben. Marschlinz und Igis lagen an dem Fuß eines ungeheuern Gebürges, welches die Ekke zweier Thäler formirte, in deren einem der Rhein und dem

andern die wilde Langwarth ströhmten, und also an der Ekke, einen zweiseitigen Luftzug hervorbrachten. Dazu kam, daß die Sonne hinter diesem Gebirge aufging, und früh vor zehn Uhr, Marschlinz und Igis nicht beschien. Und des Abends um acht Uhr fiel gewöhnlich den ganzen Sommer hindurch ein so starker Thau beim helsten Himmel, der einem mäßigen Regen gleich kam, so daß man in wenigen Minuten bis aufs Hemde naß wurde, wenn man ihn aushielt. Auch war dieser Thau, wenn einige Minuten vorher noch die größte Hizze gewesen war, mit einer auffallenden Kälte verbunden, so daß alle Menschen um acht Uhr schon in die Häuser sich begeben mußten, wenn sie nicht in Gefahr seyn wolten, zu erkranken. Diese Dinge, deucht mich, haben das Klima an dieser Bergekke so schaurich gemacht, daß kalte Fieber alle Jahr ihre Rechte behaupteten. — Und nun erwäge man, wie abschrekkend dies für Eltern, Lehrer, und Kinder seyn mußte, daß jeder Mensch alle Jahre wenigstens einen Monat sich mit dem Fieber zu plagen hatte. — Wirklich sahen auch alle Zöglinge, da ich hinkam, wie die Leichen aus: dagegen in Hallenstein von solchen Krankheiten nie etwas zu hören gewesen ist.

Aber zu diesen Uebeln gesellete sich noch ein drittes, die Härte und der Eigennuz des Herrn Salis gegen alle seine Mitarbeiter am Institut. Er behandelte nicht nur Lehrer und Maitres auf eine sehr austere Art, sprach nie anders als ernsthaft, und im respekterregenden Tone mit ihnen, und zeigte beständig eine Mine, die seinen Karakter ausdrükte, d. h. seine Gesichtszüge hatten eine so oberflächliche Grazie, und so innige Tirannengestalt, daß man, bei dem Anblik dieser Farbenmischung immer die Worte zu lesen glaubte: „wilst du nicht in Güte, die meine freundliche „Mine dir zum Spasse mahlt, so sol der Teufel „dich holen:" — sondern er hatte sie auch alle, in Absicht auf den Lohn ihrer Arbeit so situirt, daß keiner, wenn er auch der sparsamste war, etwas vor sich bringen konte. Es war blosser Schein (wie alles am ganzen Manne) wenn man von 150 Gulden Besoldung hörte. In der That kam kein Heller Besoldung so leicht aus seinem Beutel. Denn er war im Schlosse für die menschlichen Bedürfnisse, was eine Universalmedicin für die Gesundheit ist, oder seyn sol. Alles, was ein Mensch brauchte, Tuch, seidne Waren, Leinwand, Band,

Seide, Zwirn, Nadeln, Bürsten, Zukker, Kaffe, Lichter, Butter, Schwefelfaden, Oehl, Kämme, Hüte, mit einem Worte, alles hatte Herr Salis zum Verkauf. Wenn also ein Lehrer ankam, so sagte er ihm mit der oberflächlichen Engelsmine, „Freund, Sie können hier ganz ohne Sorgen le„ben. Alles was Sie wünschen, melden Sie nur „an Herrn Baviere, der wird Ihnen alles geben. „Es ist kein Bedürfniß, was er ihnen nicht be„friedigen wird.“ Das klang denn so süß, so beruhigend, daß der junge Mann sich selig fühlte. Er lebte nun wirklich ohne Sorgen. Was er brauchte, ließ er holen. Er fragte nicht nach den Preisen, denn er glaubte, daß sie wie gewöhnlich seyn würden. Er kontrollirte auch nicht, denn er ließ sichs nicht träumen, daß im väterlichen Hause (denn Salis nante sich oft den Hausvater) ihm etwas angeschrieben werden würde, was er nicht empfangen hätte. Und so lebte er vielleicht ein paar Jahr. Er foderte zuweilen Rechnung. Ach, hieß es, das ist ja Kleinigkeit. Seyn Sie darüber unbesorgt. Baar Geld foderte er nicht, weil er keins brauchte. Er dachte also, eine schöne Summe zurükgelegt zu haben. Und foderte er ja

Geld, so ward er vertröstet, und oft zu mahnen, ließ die Mine des majestätischen Befehlshabers nicht wagen. Wenn so zwei, drei, vier Jahre verflossen waren, so nahm oder erhielt er seinen Abschied, und nun — erfolgte die Rechnung, laut welcher der Herr v. Salis von dem Abscheidenden noch ein, zwei, drei hundert Gulden herausbekam, statt daß der Lehrer so viel zu erhalten sich Hofnung gemacht hatte.

Unter diesen Umständen also gerieth das schöne Hallensteinische Institut mit jedem Monate mehr in Verfal, so daß es in einer Zeit von drei Jahren von neunzig Zöglingen bis auf etliche vierzig reducirt war.

Und nun erst fing Herr Salis an zu fühlen, daß ausserordentliche Kräfte erfodert wurden, wenn seine Finanzoperationen nicht in kurzem ganz scheitern, und statt des gehoften Gewins, die zwanzigtausend Gulden verloren gehen solten, welche ihm die erste Anlage gekostet hatte.

Und diese Riesenkraft, welche alle üble Gerüchte zerstören, allen Mismuth der Lehrer, und Kinder in Zufriedenheit verwandeln, und selbst die

ewig bleibende Scheu vor dem Fieber aufheben solte, hofte das große Genie, Salis, in dem Namen Basedow und Philanthropin zu finden. Er schrieb in der ganzen Welt umher, daß er nun selbst nach Deutschland reisen, mit dem großen Basedow in Dessau ein Koncilium pädagogikum halten, und ein zweites wahres Philanthropin in Marschlinz errichten würde: alles bisherige sey Kinderspiel gewesen, nun werde man sehen, was Eifer für das Beste der Menschheit ausrichten könne: er sey bereit, sein halbes Vermögen aufzuopfern: nun solle jeder Kinder schikken, dem ihre Glükseligkeit am Herzen liege.

In der Hofnung also, daß sich das liebe Publikum in der deutschen und französischen Schweiz von der großen Posaune rühren lassen würde, welche jezt von Dessau und Marschlinz in allen Zeitungen so wol als in besondern Avisen ertönte, reisete Herr Salis aus — aß und trank mit Basedow — holte mich mit ein paar Studenten, und einer Französin von Giessen, und — that im übrigen, was er vorher schon gethan hatte.

Madame Baviere blieb. In Kost, Wäsche, Wohnung, u. s. w. ward nichts geändert. Einige alten Lehrer wurden auch beibehalten. Der Karakter des Mannes war nicht zu ändern. Also bestund die ganze große Reforme, welche das Publikum entzükken, und ganze Lastwagen vol Zöglinge herbeiziehen solte, in der mit vielem Eklat verbundenen Zusammenkunft der beiden großen Männer Salis und Basedow, oder vielmehr, wie Basedow verlangte — altershalber — Basedow und Salis, und — in der Anstellung meiner werthen Person.

Jezt hatte ich leider völligen Aufschluß. Jezt sahe ich, in was für Hände ich gerathen war. Mein Weib jammerte. Meine jungen Freunde verwünschten ihr Schiksal. Ich — blieb dennoch ruhig, weil ich gewiß glaubte, durch Vorsicht im Betragen, und durch Erschöpfung aller meiner Kraft, für die Aufnahme des Instituts, den harten Mann zu erweichen, und ihn zu zwingen, daß er mich schäzzen und lieben müßte. Und dieses Zutrauen zu meiner Kraft schenkte mir auch hier die frohesten Aussichten, welche meine Heiterkeit erhielten, und meinen Muth befestigten.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Wilkommen.

Wer so wie ich das helle klare Fegefeuer vor Augen sehn, und doch nicht umkehrt, sondern mit Entschlossenheit, ohne alle Furcht und Bangigkeit hineinsteigen kan, mit der vollen Zuversicht, daß er den Gevatter Beelzebub zwingen d. h. Vorurtheile, Starrsinn, Hartherzigkeit, Stolz, und entschiedenes Mistrauen besiegen, und bei einem geizzigen, prätensionvollen und unbiegsamen Mann sich Dank und Zuneigung verdienen werde, — den wil ich loben.

Diesen Muth hatte und — hab' ich! — — Meine ganze Seele entglühte jezt von guten Vorsäzzen. Ich freute mich, durch einen glüklichen Zufal, über Ulm nach Lindau gekommen zu seyn, und von Radern eine solche Kentniß meines ganzen Terrains erhalten zu haben. Ich danke Gott für diese Fügung. Ich beschloß, mich ganz in meine Lage zu schikken.

Ich nahm mir fest vor, nun das gerade Gegentheil von Herrschsucht zu zeigen, und alle meine besten und überlegtesten Schritte dennoch vorher dem Herrn v. Salis mitzutheilen, ihn über alles zu fragen, und allen eignen Willen und Dünkel zu verleugnen. Ich nahm mir vor, ihm einen Grad von Eifer, Fleiß und Arbeitsamkeit zu erproben, der ihm gewiß noch nicht vorgekommen war. Ich nahm mir vor, allen vertrauten Umgang mit andern Menschen zu vermeiden, und dem Herrn Salis allein Offenheit und Zutrauen zu erweisen, und dabei stil eingezogen, und in beständiger Aufmerksamkeit auf meine Pflichten zu leben. Und Gott weiß es, daß ich redlich diese Vorsäzze erfült habe.

Durch diese Vorsäzze muthvol und getrost, sezte ich von Lindau meine Reise fort, und ertrug ohne Ungeduld die Beschwerlichkeiten, welche das fortdauernde fürchterliche Wetter, und das Genörgel meiner Reisegeselschaft mir verursachte.

Nie hab' ich abscheulichere Wege gesehen. In Feldkirch veränderte sich auf einmal die Spur. Wir waren ohne Anstand eingefahren, und beim

Ausfahren, blieben meine Räder zwischen den Felsengleisen hängen. Ich muste also beständig im Regen neben hergehen, und die kleinen Vorderräder lüpfen, wie es der Schwager nente, d. h. von einer Seite heben. Aber der Weg ward immer ärger. Wie in der Mark der Sand, so zahllos liegen da Steine, halbe und ganze Centner schwer, auf einander gethürmt, zwischen denen, oder über die die Räder sich fortschlagen müssen, so daß jeder Schritt einen Stoß giebt, daß man alle Augenblik glaubt, der ganze Wagen werde zusammen brechen.

Wir dankten Gott, daß wir die nächste Station erreicht hatten. Da mußten wir einen Wagen nehmen, welcher einem Schlittenkasten änlich sahe, und eine drei Schuh breite Spur hatte. Auf diesen pakte ich mein Volk, und ließ meinen Wagen leer hinterdrein fahren, damit die entsezlichen Stöße, welche ihn oft ellenhoch in die Höhe schnelten, nur nicht durch die Last verstärkt werden möchten. Und so kamen wir endlich, nachdem wir seit früh um vier Uhr sechs Meilen zurükgelegt hatten, des Nachts um eilf Uhr verhungert, und erstart in Marschlinz an.

Wir

Wir stiegen in dem Wirthshause ab, welches der Herr v. Salis ausser dem Schlosse erbaut hatte, und welches nun der philanthropinische Gasthof hieß. Nachdem wir eine halbe Stunde gepocht hatten, ward uns endlich aufgemacht. Wir fanden einige kleine, mit Papiertapeten versehene Zimmer, und ziemlich gute Betten. Nach einer Weile erschien Herr Baviere, und sorgte für ein Abendessen, welches ganz erträglich war. Der Mann sprach kalt und that gar nicht, als wenn er den Direktor des Philanthropins vor sich sähe. Nach den großen Ideen, die ich von Philanthropinischer Feierlichkeit hatte, mußte ich von allen Seiten einen wenigstens scheinbar ehrvollen Empfang erwarten. Indeß legten wir uns schlafen, und genossen die so nöthige Ruhe.

Um acht Uhr des Morgens kam der Herr v. Salis, mit völlig abgelegter Engelsgestalt, und blos noch mit der obgedachten oberflächlichen und leicht aufgetragenen Farbe der Grazie, durch welche, für mein Auge wenigstens, der gebietende Herr ziemlich kral durchschimmerte. „Guten „Morgen, mein Herr Doktor. Ich beklage sehr,

„daß Sie in so übler Witterung und bei Nacht hier „ankommen müssen. Ich habe Sie erst heute er„wartet. Man muß in Memmingen meine Ordre „schlecht befolgt haben." — Ich nahm meine ganze Freundlichkeit zusammen, versezte sie mit dem höchsten Grade von Ehrerbietigkeit, und erwiederte hierauf, daß wir nicht über Memmingen gekommen wären, daß übrigens alle Unbequemlichkeiten mir der Gedanke versüßt hätte, einer Laufbahn entgegen zu gehn, welche mir unter der Leitung eines so großen Mannes die angenehmste, und ruhmvolste meines Lebens seyn solte.

Aber in Salis Gesicht schos schnel, doch nur auf einen Moment, eine Art von Schrekken. Augenbliklich verschob er den Zug (denn er hatte seine Pantomime troz des besten Schauspielers in der Gewalt,) und ließ statt Schrekken Kälte und Sorglosigkeit eintreten. Ich aber begrif leicht, daß in dieser Stunde ein böser Geist mehr in ihn fuhr. Denn er dachte jezt auf einmal alles, was Rader mir gesagt hatte, und stelte sich die Eindrükke weit schlimmer vor, die auf mein Herz waren gemacht worden.

Sein schneller Abschied zeigte, daß er Erholung bedurfte. Er sagte meiner Frau und Kindern einige kalte Höflichkeiten, und that dann, als wenn er beim Frühstük uns nicht hinderlich fallen wolte. Er versprach nach einigen Stunden wieder zu kommen.

Mein Heres, der wie seine Seele mich liebte, und zur Schwermuth und Grillenfängerei so geneigt war, hatte keine Ruhe. Er ging sogleich aus, um Kundschaft einzuziehn. Im Schlosse begegneten ihm Schüler, welche er freundlich anredete, die ihn aber, da er als künftiger Lehrer sich meldete, kaltsinnig entliessen. Bald fand er einen Lehrer, ließ sich in Gespräch ein, und vernahm ohne Umschweif, daß der neue Direktor eine Null im Schlosse wäre, daß der Herr v. Salis in öffentlicher Versamlung allen Lehrern, Maitern, und Bedienten mit ernster und schrekkender Mine erklärt hätte, wie der D. Bahrdt blos dazu vocirt sey, daß er die Einrichtung der Lektionen besorgen, die Methoden erklären und selbst mit Unterricht geben solle: übrigens hätten sich alle und jede weiter nicht an ihn zu halten, und auf keine Weise

Befehle von ihm anzunehmen, sondern solche von seiner Hoheit allein zu erwarten.

Mit diesen tröstlichen Nachrichten kam mein Heres zurük. Ich ermahnte ihn, und Herrn Schnell, sich darein zu ergeben, durch Fleiß und Unverdrossenheit ihr Schiksal zu erleichtern, und durch vorsichtige und bescheidene Sitten sich so viel möglich alles zu Freunden zu machen. Bald erschien der Herr Minister. Er kam, mich ins Schlos zu führen.

Ich erwartete wenigstens etwas von Feierlichkeit, und hatte mir einige Hauptideen zu rechte gelegt, wenn kleine Reden aus dem Stegreif erforderlich seyn solten. Aber alles ging so still, als ob ein unbedeutender Fremder von dem Herrn Minister gewürdiget würde, das Philanthropin zu besehn. Keine Vorstellung, keine Einführung, keine Uebergabe der Schüler, keine Instruktion — nichts von dem allen! Wer uns begegnete, dem ward ich ganz kurz präsentirt, „unser neuer Herr „Direktor!" und damit ging er durch Hof und Treppen und Zimmer und Säle hindurch, bis wir

zu meiner Wohnung kamen. Das war eine Stube und zwei Kammern, und — damit Punktum!

Hier konte ich meinen Kummer nicht bergen. Nettigkeit und wo möglich noch etwas mehr, als Nettigkeit der Wohnung, war mir von jeher ein fast leidenschaftliches Bedürfniß gewesen. Ich wagte es also mit der Quintessenz von Demuth, und Bescheidenheit dem Herrn Minister vorzustellen, daß ich ganz ohnmöglich so mich behelfen könte. Meine Gründe waren triftig. Der Herr Minister konte nicht ausweichen. Sie haben recht, sagte er, ich wil ihnen noch eine Stube geben. Und damit schloß er auf demselben Gange ein Stübchen auf, das eigentlich eine Schülerwohnung war, drei Ellen breit, und fünf Ellen lang, aber niedlich tapezirt, nur ohne Ofen, und auch ohne Möglichkeit einen Ofen anzubringen. „Sehen Sie, „sagte er, nun können Sie hier für sich studiren,“ und jene Wohnung bleibt für Ihre Familie.

Ich hatte nicht Muth zu widersprechen, ohngeachtet es erschreklich war, für eine Frau, die noch Kinder bekam, und für zwei schon vorhande-

nen Kinder nebst einer Französin nur eine Stube mit ein paar kleinen Kammern zu bestimmen, wo ich selbst noch mit schlafen muste. Aber doch unterwand ich mich, um eine Küche zu bitten. Der Minister zukte die Achseln. „Eine Küche ist da, „sagte er, aber Sie würden einige Tage warten „müssen, weil sie erst in den Stand gesezt zu werden bedarf. Ueberdem, dächte ich, Sie könten „weit angenehmer leben, wenn Sie meiner Haus„haltung sich bedienten. Sie sparen eine Magd, „Holz, Geschir, und vielfältige Mühe, und Zeit„verlust, wenn sie sich alles bringen lassen. Und „ich versichere Sie, daß Sie alles volkommen „nach Ihrem Geschmakke finden werden. Sie „können drei, vier, fünf Schüsseln befehlen. Sie „können selbst vorschreiben, was Sie essen wollen. „Ich dächte, das wäre das schiklichste für einen „Mann, der sich aller andern Sorgen entschlagen, „und ganz für sein Amt leben wil."

Das war also gerade darauf angelegt, daß im ersten halben Jahre meine Besoldung aufgezehrt werden solte, damit er nicht nöthig hätte, mir baares Geld zu geben, und ich dabei seiner Gnade

leben müste. — Ich bat mir Bedenkzeit aus, schikte hernach meine Frau über ihn, die ihm die Ohren so vol pinselte, daß er sich entschloß, die Küche machen zu lassen.

Dieser Sache wegen, und weil selbst die Wohnzimmer noch nicht einmal gescheuert, und die Fenster reparirt waren, musten wir zwei Tage im Wirthshause bleiben, und dann noch einen Tag in Schülerstuben uns behelfen. Und hätt' ich nicht mit einer fast unleidlichen Betriebsamkeit auf Beschleunigung gedrungen, der Herr v. Salis hätte uns ein paar Monat in dieser Lebensart erhalten, bei welcher er alles erdenkliche zu liefern hatte. Denn da ich, von Radern belehrt, schon den dritten Tag die Rechnung foderte, und den vierten sie erhielt; so erfuhr ich zu meinem Schrekken, daß meine 2000 Gulden auch kein halbes Jahr gereicht haben würden, wenn es so fortgegangen wäre. Denn sie betrug bei funfzig Gulden. Der Hafer für meine Pferde war enorm theuer angesezt. Und dabei war auch noch die besondere Rubrik: Azung, a 1 Gulden, welche anzeigte, daß für Stallung, Hexel, und Heu, jedes Pferd täglich

einen halben Gulden kostete — in dem philanthropinischen Gasthofe! — Manche Mahlzeit kostete vier bis fünf Gulden. Denn man hatte uns alles ganz geschikt, z. E. ein ganzes Huhn in die Suppe, eine ganze gefülte Kalbesbrust u. s. w. und, ob wir gleich weit mehr als die Hälfte von allem zurükgaben, so war doch das Huhn, die Kalbesbrust u. s. w. als ganz genossen in Rechnung gebracht. Koffe, Wein, Bier, Licht, Pfeiffen, Kuchen, Heizzung, Bedienung, alles war nach Proportion verrechnet. Kurz, der neue Herr Direktor, der sich anfangs einbildete, daß der Herr Minister, welcher schuldig gewesen wäre, ihn gleich in eine ordentlich eingerichtete Wohnung einzuführen, und also Ursache war, daß er im Wirthshause bleiben mußte, ihn auf diese Zeit traktiren, und mit Generosität behandeln würde, sahe sich, mit banger Ahndung der Zukunft — um funfzig schöne Gulden geschneuzt, welche von seiner Besoldung ihm abgezogen wurden.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Meine häusliche Lage in Marschlinz.

Ich eilte was ich konte, meine eigne kleine Oekonomie in Ordnung zu bringen, und möglichst einzuschränken, um mit 2000 Gulden Gehalt nicht bankrut zu werden. Denn ich fand mich in den Beschreibungen, die mir der Minister in Giessen von der Bündner Lebensart gemacht hatte, von allen Seiten her getäuscht. Es war fast nichts zu haben, und alles, alles war so theuer, daß ich mit meiner Marschlinzer Besoldung nicht weiter, und kaum so weit, kommen konte, als mit der Giesser.

Das Pfund Fleisch muste ich dem Herrn Baviere mit drei Bazzen abkaufen, und nach dieser Proportion ihm Brod, Lichter, Kaffe, Zukker und alles bezahlen, was in einer Haushaltung nöthig ist. Nach und nach erst lernte ich einige Bedürfnisse in Chur auffinden, und mit Landleuten Bekantschaft machen, die zuweilen etwas von Viktualien für leidlichere Preise mir lieferten. Mein

Glük war die Nachbarschaft einer Schwester des Herrn v. Salis, der Fräulein Hortensia, welche mit mir auf einem Flügel wohnte. Diese vortrefliche Person, welche nicht nur nichts von des Ministers Denkungsart an sich hatte, sondern sie auch gegen meine Frau verabscheute, würdigte uns ihrer Freundschaft, und meine Frau einer ganz besondern Vertraulichkeit. Und durch diese, so wie durch ihre Schwester, die Frau Kommissariese, lernten wir unsere Oekonomie leichter einrichten, und erhielten Bekantschaft mit Personen und Sachen, die dazu nöthig waren.

Meine Pferde wurden mir zur größten Last. Hier hatte mich Salis ganz hintergangen. Er hatte meine Equipage für schiklich erklärt, und sie war im höchsten Grade unschiklich. Denn ich war im ganzen Lande der einige Mensch, der Wagen und Pferde zum Vergnügen hielt. Da gieng alles spaziren, und wer weite Wege zurükzulegen hatte, es mochte Herr oder Dame seyn, der ritt. Er hatte mich versichert, daß die Wege fahrbar wären, und es konten nur kleine Lastwagen durchs Land kommen, welche eine Spur von drei Schuh

hatten. Denn die Wege waren alle felsigt oder steinigt, so daß nur mit ungeheuern Schienen belegte Räder im schmalen Geleise die Stösse aushalten, und durchkommen konten. Und wenn der Weg über Wiesen ging, da machten ihn die kleinen Dämme fürchterlich, welche zur Wässerung der Wiesen angelegt waren, und fast alle hundert bis zwei hundert Schritt sie durchschnitten. Denn da muste der Wagen erst den Damm hinauf, und alsdann auf der Höhe mit den Vorderrädern in den kleinen Kanal stürzen, der auf den Rükken des Dammes hinrieselte. Wenn alsdann die Vorderräder sich herausgehoben hatten, und den Damm auf der andern Seite hinab wolten, kamen erst die Hinterräder herauf, und stürzten erst nieder im Kanal, stiegen wieder heraus, und schossen nun den Damm hinab. Da mußte man also alle hundert Schritt zweimal den Sturz der Vorder und Hinterräder, durch mühsames Anhalten der Pferde, mildern, um nicht den Wagen zu zerbrechen.

Es war sonach mit der Equipage kein Vergnügen zu geniessen, welches nicht durch Beschwerlichkeit, und Gefahr verbittert wurde. Und doch

hatte ich die Thiere einmal, die mir im Lande kein Mensch abkaufen wolte. Ich mußte sie behalten, und doppelt so viel auf ihre Unterhaltung wenden, als sie mich in Giessen gekostet hatten. Und dazu kamen die Kosten des Wagens, den ich ganz umändern, und auf die drei Schuh breite Spur einrichten lassen muste, das erfoderte neue Achsen, einen neuen Kasten, und ein neues Vordergestell. Das neue Wesen kam mich auf neunzig Gulden. Ich ließ alles in Hallenstein selbst machen, und mußte fast vom Anfange bis zu Ende dabei seyn, weil Wagner und Schmidt von solcher Arbeit kaum einen Begrif hatten. —

Auf der Reise hatte ich auch schon hundert Gulden verloren. Denn wir reiseten fast vierzehn Tage, und hatten folglich vierzehn Tage Zehrung zu bezahlen. Hätte mir der Herr Minister die Warheit gesagt, so hätte ich meine Pferde und Wagen in Giessen verkauft, hätte in vier bis fünf Tagen mit Extrapost die Reise vollendet, hätte folglich (da ich ohnehin zwei Pferde Vorspann nahm) mit der Hälfte Kosten alles bestreiten können. — So brachte mich der Mann ums Geld,

und machte noch überdies, daß die Bündner mich für einen Phantasten hielten, wenn sie mich spaziren fahren sahen, was sie von keinem vernünftigen Menschen gewohnt waren.

Es begreift sich nun sehr leicht, daß ich in Marschlinz von meinen 2000 Gulden nur mit Mühe und Noth leben konte. Ich mußte mich, um es zu bewerkstelligen, äusserst einschränken. Und ich habe nicht die Hälfte von dem genossen, was im menschlichen Leben zur Hervorbringung, und Erhaltung des frölichen Herzens genießbar ist, und was ich in Giessen genossen hatte.

Die baaren Gelder bekam ich auch wenig zu sehen. Ich mußte fast alles gegen Waren und Viktualien verrechnen lassen. Und wenn ich auch zuweilen in einem Billet den Herrn Minister um etwas baare Münze ersuchte, so wurde ich entweder vertröstet, oder ich erhielt nur ein weniges. Ja ich erinnere mich sehr genau, daß er mir einmal auf die Bitte, mir einen Theil meiner Besoldung auszuzahlen, zwei Laubthaler schikte.

Genuß des gesellschaftlichen Lebens, welchen ich für den angenehmsten und aufheiterndsten halte, war mir sehr dürftig beschieden. Der Herr Minister bat nur sehr selten mich einmal zur Tafel, wenn er etwa einmal Fremde hatte, welche etwas ungestüm nach mir gefragt haben mochten. Und da wars kein Genuß, weil ich den Subaltern machen muste, und — dabei nicht fröhlich seyn konte. Zeichen der Achtung gegen meine Talente, und Arbeitsamkeit, welche dem Mann von Ehrgefühl für seine Zufriedenheit so unentbehrlich sind, genoß ich weder in seiner Geselschaft noch im ganzen Schlosse, weil ers sich zum Princip gemacht hatte, mich in der Demuth zu erhalten.

Im Schlosse war gar kein traulicher Zirkel für mich möglich. Alle Lehrer und Maitres hatte Herr Salis schon darnach instruirt, daß sie sich mir nie mit Zutrauen nähern dürften. Und es waren auch Leute, in deren Umgang ich weder für meinen Geist noch für mein Herz einige Nahrung hätte finden können: den einzigen Am Stein ausgenommen, von dem ich hernach etwas sagen werde.

Ich blieb also ein wahrer Einsiedler, und mußte mich einzig, mit meinem lieben Weibe, das, bei seiner guten so wenig, als bei der häufigern übeln Laune mich aufzuheitern vermochte, und, — mit meinem braven aber äuserst hypochondrischen, und alle Augenblik verstimten Heres behelfen. — Wie viele Menschen in der Welt werden mirs in solcher Lage wol nachthun, und ein frohes Herz bei vollem Feuer der Thätigkeit behaupten?

Ausser dem Schlosse hatte ich viele Freunde, das ist wahr, aber — erstlich keinen eigentlichen Geselschafter von der Art, wie man ihn braucht, um die gesunkene Kraft zu beleben, und die verstimte Laune einmal zur Freude hinauf zu stimmen — es waren lauter Männer von hohem Stande, und ernstem Humor, welche mich ausserordentlich schäzten, aber nie auf traulichen Fuß zu gebrauchen waren, — und zweitens hatte ich so selten Gelegenheit, zu ihnen zu kommen, daß selbst dadurch ihr Umgang kalt, und ungenießbar blieb. Denn Herr Salis sahe es allemal mit merklichem Misfallen, wenn ich auf meinen Wagen stieg, und einige Stunden meiner Erholung widmete.

Er war auf die Zeit seiner Dienstleute so geizig wie auf sein Geld. Er glaubte, mit seiner Besoldung Leibes und Seelenkräfte als Leibeigenthum erkauft zu haben. Und es verdroß ihn, daß die Natur sie zum Schlafen und Essen zwang, und durch Raubung der dazu nöthigen Stunden, ihm sein Eigenthum verkürzte, dafür er jede Stunde ihres Lebens ansahe.

Einer meiner würdigsten Freunde in Chur war der Herr v. Svarz, dessen Sohn unter meinen Zöglingen sich befand, und bei welchem ich zuweilen eine vergnügte Mahlzeit einnahm. Dieser gab mir sehr zeitig seine Bedaurung zu erkennen, daß ich in den Händen eines Mannes war, der mich tirannisiren konte, wie er wolte, ohne daß ich im ganzen Lande Hülfe gegen ihn fand. Er bestätigte vieles von dem, was Rader mir gesagt hatte.

Mit noch gerührterm Herzen denke ich auch noch an den alten würdigen Fürsten, und Bischof von Pfefers, welcher mir selbst seine Bekantschaft anbieten ließ. — Es giebt in Bünden, wo ich michs noch recht erinnere, sieben solcher kleinen

Für-

Fürsten, die diesen Titel führen. — Dieser war ein höchst liebenswürdiger Greis. Er hatte mittelmäßige Kentnisse, aber einen recht gesunden schlichten Verstand, vortrefliche Grundsäzze und ein ganz von Menschenliebe belebtes Herz. — Ich fuhr — auf die erste Nachricht, die ich erhielt, daß er mich gern sehen würde, über seine Wolken hinauf, und ward mit ganz ausnehmender Güte, und ich möchte sagen, Zärtlichkeit empfangen. Ich war mehrere Stunden bei ihm im Kabinet, und er schüttete sein ganzes Herz gegen mich aus, welches von dem Herrn v. Salis so vol war, daß er nicht wußte, wo er zuerst anfangen solte. Da hörte ich Anekdoten von seinem Geizze, von seiner Tiranney, von seinen Intrigen, daß mir die Haare zu Berge stunden. Insonderheit erzählte er mir eine Menge Beispiele von seiner Methode, seine Lehrer und Dienstleute zu behandeln, um ihnen kein baar Geld zu zahlen, und sie am Ende zu seinen eignen Schuldnern zu machen, gerade wie mir sie Rader beschrieben hatte, und wie ich sie nachmals selbst erfuhr. —

Noch hatte ich einen dritten Ort, den ich zuweilen besuchte, um die Freuden der schönen Natur

zu geniessen. Das war ein Eisenhammer, welcher einem gewissen Herrn Schulthes in Zürich gehörte, dessen Sohn, ein liebenswürdiger Knabe, ausserordentlich an mir hieng, und mich ein paarmal zu seinem Begleiter erbat, wenn er in den Ferien Erlaubniß erhielt, einige Tage an diesem romantischen Orte zuzubringen.

Aber in meinem ehelichen Leben hatte die Hofnung mich getäuscht. Zwar lebte mein gutes Weib ein wenig auf, da der Umgang der eben so weisen als tugendhaften Hortensia sie aufheiterte. Aber doch war selbst die wahre Beredsamkeit dieser Dame nicht vermögend, ihre Hypochondrie ganz zu vertreiben, und ihre Grillen ihr aus dem Kopfe zu bringen.

Sie war gleich anfangs durch Raders Erzählungen zu sehr von dem Bilde der schönen Baviere erschüttert worden. Dies war und blieb ihr Gespenst, das sie verfolgte. Denn schon der übertriebne Abscheu, den sie vor einer Maitresse hatte, sezte sie in Unruhe. Und meine fortdauernde Lebhaftigkeit machte sie immerdar besorgt, daß diese

Baviere ihr meine freundlichste Mine rauben, und vielleicht gar — etwas geniessen würde, was sie, so bald sie es nur dachte, mit Schauer und Entsezzen erfülte. Ich bekam auch jedesmal meine Pillen zu verschlukken, wenn ich, was nicht verhütet werden konte, zuweilen in Geschäften oder zur Visite bei ihr gewesen war. Und es half nichts, wenn ich sie heilig versicherte, daß Madame Baviere nie allein sey, sondern in den Nachmittagsstunden, wo ich dergleichen Besuche ablegen konte, allemal und ohne Ausnahme den Herrn Minister bei sich habe. Sie fand allemal in diesem Besuche einen Grund zum Misvergnügen, welches ihre Thränen oft genug mir merklich machten.

Uebrigens brachte ich meine Zeit bei unermüdetem Fleiße zu. Ich gab selbst täglich sechs bis acht Lektionen, und übernahm immer die schwersten, welche die Kräfte meiner Unterlehrer überstiegen. Wo entweder gereifte Sprachkentniß, oder sokratische Lehrart erfodert wurde, da docirte ich selbst. Ausserdem besuchte ich die Lektionen der übrigen Lehrer, beobachtete ihre Mängel in der

Methode, und suchte ihnen nachzuhelfen. Und wenn ich damit fertig war, saß ich auf meiner Studierstube, und arbeitete für die Lehrer. So habe ich z. B. meist allein den ganzen Thesaurus des Stephanus in zwei dikken Foliobänden durchgearbeitet, um für die verschiedenen Klassen, die Vokabelkarten zu verfertigen, welche den ganzen Wortreichthum der lateinischen Sprache enthielten, und die ich in meinem Marschlinzer Erziehungsplane beschrieben habe.

So verfertigte ich ein eignes Lehrbuch der Religion in deutscher und französischer Sprache (lezteres mit Beihülfe des Herrn Schnell,) nach welchem in den Klassen gelehrt wurde. Es wurde in kurzen Aphorismen den Schülern diktirt, und ich sokratisirte darüber.

Tag und Nacht war ich so, blos und allein für das Institut thätig. Und ich kan heilig betheuern, daß ich in Marschlinz keinen andern Gedanken gehabt, kein anderes Buch gelesen, kein anderes Studium getrieben habe, als was meine Pädagogik anging. Meine Theologie, meine Prü-

fungen der Dogmatik, meine Kritik, meine orientalischen Sprachen, alles blieb liegen. Ich lebte, allein, und mit Erschöpfung aller meiner Kräfte, für meine Zöglinge, und den Herrn v. Salis — von dem ich mich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts nicht eines Dankes, nicht einer einzigen Bezeugung seiner Zufriedenheit, nicht einmal eines traulichen Achselklopfens — rühmen kan. Er sah alles für Schuldigkeit an, die noch oben drein, nach dem Maasstabe seiner Prätensionen — nur nothdürftig gethan hieß.

Dreißigstes Kapitel.

Etwas von dem Lande selbst, in dem ich jezt lebte.

Es ist freilich meiner Lebensgeschichte nicht wesentlich, eine Beschreibung des Landes zu machen, in welchem ich wirksam war. Indessen wird es doch gewiß meinen Lesern nicht unangenehm, und selbst für den Zwek dieser Biographie nicht ganz

überflüßig seyn, wenn ich ihnen sage, wie mir dies Land erschienen ist. Ich werde auch nur wenig und gerade nur das erzählen, was gerade mir aufgefallen ist, damit die Leser auch nur meine Empfindungen, und meine Grundsäzze und Urtheile daraus abnehmen können.

Ueber die Schönheit des Landes selbst möchte ich gern am meisten mich ausbreiten, wenn ich der Fülle meines Herzens folgen dürfte. Aber das würde mich zu weit führen, und auch die Leser zu wenig interessiren. Das Thal, in welchem ich lebte, glich einem Paradiese. Es war drei Stunden breit, und ward, wie gesagt, vom Rheine durchrieselt, der da breit, aber äuserst flach, durch Kies und Felsstükke, vom Mittage her, sich durchsprudelt, und, oberhalb, die Langwarth aufnimt, welche aus einem andern Thale von Morgen her hinausstürzt. Das Auge sahe nichts als Felder, Wiesen, Städte und Dörfer, und hatte nun auf allen Seiten, in gehöriger Entfernung, die manigfaltigsten Aussichten in die höchsten Gebürge, unter denen nakte Felsen, und fruchtbare Alpen mit farbenreichen Waldungen abwechselten. Man

denke sich hier den möglichen Genuß. Ach daß ich hier ein erträglicheres Schiksal gefunden hätte! Die blosse Natur hätte mich selig gemacht.

Aber so himlisch schön das Land ist, so wenig haben mir seine Einwohner gefallen. Die Bünder sind ein rohes Naturvolk, und ihr Karakter schien mir, Troz, Freiheitsdünkel und Faulheit zu seyn. Der gemeine Haufe sind Bettler im Grunde, die nichts haben und haben wollen. Sie arbeiten im Sommer gerade nur so viel als sie brauchen, um nicht Hungers zu sterben. Und den Winter über sizzet die werthe Familie auf ihren großen breiten Oefen, welche aus einer steinernen Platte bestehen, wärmt sich den Popo, und erzählet sich von der Geschichte der Landtage, und den Abschlüssen, die da gemacht worden sind, und von den Streitigkeiten, die es da gegeben hat, und von den alten Rechten und Gerechtsamen, kurz von alle dem, was die Jungen von Jugend auf mit den Verfassungen des Landes, mit den Gesezzen und Rechten, Befugnissen und Obliegenheiten, bekant machen kan: um den Mangel eines geschrie-

denen und gedrukten Kodex, und einer Vaterlands-geschichte zu ersezzen.

Dieses müssige Leben im Winter hat die merkwürdige Folge, daß der Bündner Bauer mehr von seinem Vaterlande, von seinen Gerechtsamen und Gesezzen weis, als mancher Advokat in Deutschland, und der auch mehr davon zu reden im Stande ist. Man würde erstaunen, wenn man auf den Landtagen oft die zerlumptesten Bauern auftreten sieht, und sie sprechen hört. So ein Mensch ist im Stande eine halbe Stunde lang seine Meinung oder Vorschlag, oder Widerspruch zu entwikkeln, Punkt für Punkt mit der schönsten Ordnung aus einander zu sezzen, alle Beziehungen auf alle Landtagsabschlüsse zu bemerken, und so darüber zu peroriren, daß kein Advokat in Paris besser zu plädiren vermögend ist.

Das ist der Geist der Freiheit und des wahren Patriotismus. — Die Bünder sind wirklich ein eigentlich freies Volk. Jedes mänliche Individuum hat mit allen übrigen ganz gleichen Antheil an der Staatsverwaltung. Der schlechteste

Bauer kan so gut Potestat im Veltelin werden, wie der vornehmste Edelmann, und wird es auch zuweilen. Er kan auf Landtagen völlig so sprechen, wie der Graf und der Fürst. Der reichste Edelmann hat nicht mehr Stimme und Gewalt, wie der ärmste Bauer. Jeder kan Vorträge machen. Jeder kan seine Meinung darüber sagen.

Der Herr Minister ist mehr als einmal vom Widerspruch der Bauern geängstet, und einmal so erschrekt worden, daß er ausreissen, und beim Sprunge über einen Zaun, seinen Haarbeutel in der Hand des Nacheilenden lassen mußte. Doch Salis wußte sich grossentheils wol zu helfen. Er war reich und verlehnte an den größten Theil der Bauern seiner Gemeine kleine Posten, von fünf bis höchstens funfzehn Gulden. Wenn denn ein Landtag kam, wo er etwas durchzusezzen wünschte, so gieng er herum und bat um die Stimme, und wer sie ihm abschlug, dem kündigte er das Kapital auf, welches der Bettelbube zu bezahlen nicht im Stande war. So bekam er gewöhnlich plurima vota auf seine Seite.

Aber ich sahe unter diesem Volke, daß Freiheit wirklich kein Gut ist, welches der Schöpfer für den großen Haufen bestimt haben kan. Nur in der Hand des Weisen kan es glüklich machen. Die Bündner waren, eben durch ihre Freiheit, ein rohes und träges Volk, weil sie keine Dienste, keine Abgaben, mit einem Worte keine von den Lasten zu tragen hatten, welche in minder freien Staaten, das Volk tragen muß. So war auch Industrie, Handel, Wissenschaften, Künste mit aller Kultur gleichsam ausgestorben. Kein Bauer arbeitete mehr, als er für seine Lebsucht brauchte, und das war, weil er nichts abgeben durfte, sehr wenig. Kein Handwerker reisete, und beeiferte sich seine Kunst zu vervolkomnen. Alle Dinge wurden gemacht und verarbeitet, wie man sie vor hundert Jahren auch gemacht hatte. Alles neue und moderne war eben so unbekant, als widrig. — Salis versuchte nur z. B. eine leichtere Pflugart ihnen bekant zu machen, aber sie fuhren fort, mit ihrem Centnerschweren Geschir, und vier Pferden zu akkern.

Nur reiche Edelleute schikken ihre Söhne zuweilen ausser Landes, und lassen sie mit fremden

Sprachen und Sitten vertraut werden, um ihren Karakter abzuschleifen, und sie als Officiers in Frankreich versorgen zu können. Sonst geht des Studirens wegen selten ein Bündner ausser Landes. Wenigstens war es bis zu meiner Zeit wenig oder gar nicht geschehen.

Wenn ein Bauer seinen Jungen zum Pfarrer bestimt, (ein Edelmann thut das schon nicht) so läßt er ihn anstekken. Das wil so viel sagen. Er thut ihn im sechzehnten Jahre, wo er noch keinen Buchstaben aus dem deutschen Alphabethe kennt, zu einem Pfarrer in die Kost. Da lernt er deutsch und lateinisch lesen, und wenn er das kan, so fängt der Bube an Burgs Kompendium der Theologie zu memoriren, und lebt bei dieser Arbeit sieben, acht Jahre bei seinem Pfarrer, und wird durch diese Koexistenz — selbst Pfarrer. Er hört den Pfarrer predigen, und katechisiren, das ist alles. Der Bauer glaubt, das stekke an. Genug der Junge muß, wenn er seinen Burg auswendig kan, nach Chur und sich darüber examiniren lassen, und wird damit — Pfarrer.

Ich bekam selbst einen jungen Menschen von ein und zwanzig Jahren Namens Marx, unter meine Zöglinge, welcher von der Natur Trieb zum Lernen hatte, und daher meinen Unterricht sich wünschte, weil er von mir gehört hatte. Dieser erzählte mir selbst, daß er schon sechsmal den Burg habe durchmemoriren müssen, und daß es in Bünden keine andere Methode gebe, Pfarrer zuzubereiten. — Die Leute waren auch darnach. Die meisten waren Schwärmer, und saalbaderten vom Lamme.

So sahe es unten im Thale aus. Man kan leicht urtheilen, wie roh die Menschen oben in den Alpen seyn mußten, wo sie oft fünf, sechs, sieben Stunden Weges weit herunter hatten, wenn sie in eine Kirche wolten: wo sie Käse statt Brod aßen, und von alle dem nichts wusten, was den menschlichen Körper verfeinert, und den Geist über das thierische erhebt. —

Sehr wenig Vieh war unten im Thal zu sehn. Denn selbst die Thalbewohner haben ihre Heerden Sommerszeit oben in den Alpen, wo die Butter

in großer Quantität gesamlet, und von Zeit zu Zeit ausgeführt wurde. Daher ist frische Butter in Städten und Dörfern eine Seltenheit, — was mir anfangs ganz sonderbar vorkam, da ich gerade da mich in der delikatesten frischen Butter recht sättigen zu können gehoft hatte.

Noch muß ich einer Merkwürdigkeit in der Staatsverfassung gedenken, die ich aus dem Munde mehrerer Grossen habe. In Bünden sind zwei Partheien. Die eine ist dem französischen, die andere dem kaiserlichen Hofe ergeben. Beide sind in beständiger Machination gegen einander. Der französische Hof wirkt gegen den kaiserlichen und umgekehrt. Beide Höfe besolden auch ihre Parthegänger mit 300 — bis zu 1000 Gulden. Zu meiner Zeit waren die Salisse auf französischer Seite, und die Sprecher, ein zahlreiches und mächtiges Haus, sutenirten die kaiserliche. Was die beiden Höfe für Absicht haben, unter den Großen des Landes sich Parthei zu machen, weis ich nicht, und — brauche ich auch nicht zu wissen, — wird man sagen. Ganz wol! — Ich vermuthe aber, der kaiserliche Hof gieng oder geht damit

um, die Bündner zu bewegen, daß sie die Anlegung einer Heerstrasse durch ihr Land, nach den Italienischen Staaten erlauben, und das — sucht Frankreich zu kontraminiren.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Das Marschlinzer Philantropin.

Wie schwer es mir ward, mit Muth und Freudigkeit hier zu arbeiten, werden meine Leser alsdann erst ganz einsehen, wenn ich ihnen die damalige Lage des Instituts werde gezeichnet haben.

Den Herrn Minister, als den Fürsorger, wie er sich nach Basedows Vorschrift nannte, kennen sie nun schon. Es war ein Mann von großem Genie, und ausgebreiteten Kentnissen, und dabei der feinste Staatsmann. Von dieser Seite verdiente er ohne allen Streit Ehrfurcht, und Bewunderung. Ich habe selbst einmal zugehört, wie er der

Madame Baviere Ramlers Horaz vorlas, und eine Ode ihr kommentirte, und bin ganz von ihm bezaubert worden. Mit so vielem Geschmak, und dabei tiefen Scharfblik habe ich noch nie einen Kenner der Kunst, ein Meisterwerk analysiren hören. — Aber freilich sein Geiz, sein Egoismus, seine Hartherzigkeit milderten gar zu sehr den Glanz seiner Tugenden, und erpreßten den meisten Menschen Seufzer, welche unter seiner Gewalt stunden — am meisten seiner vortreflichen Gattin.

Nach ihm war im Schlosse der einzige Mann von vorzüglichem Werthe, ein gewisser Doktor Am Stein, welcher der Arzt des Philanthropins war, und über Naturgeschichte einige Lektionen gab. Er vereinigte gründliche Kentnisse, und reifes Urtheil mit einem sehr edlen, und dabei festem Karakter. — Ich hätte mir ihn zum vertrauten Freunde gewünscht. Aber er durfte, um des Ministers willen, sich keine alzugroße Zuneigung gegen mich merken lassen. Denn er kannte die Wirkungen des heimlichen Grols dieses Mannes zu sehr, als daß er sie nicht hätte scheuen sollen. Er war zudem der Liebhaber der Hortensia, und verließ mit ihr, noch

zu meiner Zeit, dieses Fegefeuer, und eilte mit frohem Herzen nach Zürich, um — hier nicht mehr zittern zu dürfen.

Alle übrige Personen des Instituts waren so beschaffen, daß kein Philanthropin mit ihnen zu stiften möglich war, und wenn der Engel Gabriel mit 4000 Gulden Besoldung als Direktor wäre angestellt worden.

Mein Heres war der beste unter allen. Und selbst dieser hatte nur Genie und Eifer. Aber es fehlte ihm an den Materialien. Er hatte Theologie studirt, und war in Schulwissenschaften vernachläßiget worden. In Sprachen, Geschichte, Mathematik u. s. w. war er nicht bewandert. In Jahr und Tag würde er sich eingearbeitet haben, und ein vortreflicher Schulmann geworden seyn.

Schnell konte zu nichts gebraucht werden, als zu den mathematischen Lektionen, und zu einigen französischen. Er machte mir manche Unannehmlichkeiten, durch die hinterher erst von mir entdekte Verbindung mit meiner Französin. Er heirathete

sie

sie am Ende noch, und mußte, von Salis kurzgehaltenen Zügeln geführt, diese Thorheit büssen.

Und solte man wol glauben, daß ausser diesen genanten Personen nur noch ein einziger Mensch vorhanden war, welcher einige Zeit nach mir ankam, — und daß ich mit diesen wenigen Personen alle die mannigfaltigen Klassen, in allen Fachen, besezzen, und alle Arten des Unterrichts bestreiten mußte? — Alle übrige Personen des Philanthropins bestunden in dem Inspektor, und einigen Maitres, welche alle in ihrer Kunst keine Meister waren.

Und dieser einzige Mensch war noch oben drein in allem Betracht unbrauchbar. — Möchte ich im Stande seyn, ihn meinen Lesern zu beschreiben! Aber er war so originell, daß ich gar keinen Ausdruk zu finden weis, seine Eigenheiten kentlich zu machen. Ich wil nur ein paar Züge versuchen.

Herr Thiele, (so hieß er) machte keine einzige Bewegung seiner Gliedmassen und Muskeln, wie andere Menschen. Wenn er z. B. ein Kompliment anbringen wolte, so machte er erst ein blizschnelles, Halt: dann schoß er auf einmal mit der

grösten Geschwindigkeit, und mit ganz steifgeradem Körper auf den zu, dem es galt: machte wieder ganz preß an ihm, halt, so daß er beinahe mit seiner Brust des andern Brust berührte: schob den Kopf nach ihm hin, und nahm die allerschalkhafteste Mine an: und ließ dann geschwind den Kopf niederfallen, wie wenn er an des andern Armen hinabsehen wolte: und nun blieb er stehen, und sprach mit ihm. So sonderbar war der Mann in allen Stellungen, Bewegungen und selbst im Ausdruk.

Aber noch origineller zeigte er sich in seinen Vorstellungen, und nach denselben eingerichteten Handlungen. Er hatte z. B. die Idee gefaßt, daß Philanthropisten zur Unerschrokkenheit gewöhnt werden müßten. Auf einmal fiels ihm ein, eine Heerde Zöglinge in den Spielstunden aus dem Schlosse zu führen, mit ihnen gerade auf die Langwarth zuzugehen und zu rufen: Nun, Kinder, wollen wir durch! Sein Gedanke war, daß die großen Felsstükken, mit denen das Bette des Strohms wie übersäet war, und zwischen denen er durchstürzte, überall so nahe an einander lägen,

wie am Ufer, und daß er mit den Kindern, von einem Steine zum andern schreiten, und so über den breiten Strohm hinüberkommen würde. Daß ein Kind bei diesem Schreiten fehltreten, und in den Strohm stürzen könte, fiel ihm nicht ein. Und hätten nicht Bauern ihm mit Aengstlichkeit zugerufen, und vor der Gefahr, die gegen die Mitte des Strohms immer größer wurde, gewarnt, er hätte ein paar Kinder glüklich ersaufen lassen.

Es war Schade um den jungen Mann. Er hatte ausserordentlich viel gelesen, und eine ungeheure Masse von nuzbaren, aber leider nur isolirten, nirgends zusammenhängenden Ideen sich gesammelt, und er besaß dabei einen ganz erstaunenden Grad von Wiz, diese Ideen auf die unerwarteste Art zu vergleichen, und zu kombiniren. Aber seine Lektionen fruchteten nie, theils, weil er zu konfus war, theils weil die Zöglinge zu sehr über seine Originalität sich belustigten, und also gar kein Respekt hervorzubringen war.

So sahe es im Marschlinz um die Lehrer aus. Die Wohnungen der Zöglinge waren nicht besser.

Der Minister hatte einen Flügel anbauen lassen, der einer Laterne glich. Ich glaube, daß das Holz zu den äussern Wänden höchstens sieben Zol stark war. Das innere hielt vielleicht nicht vier. Und die Zimmer selbst waren aus blossen breternen Wänden geformt, welche mit allerlei buntem Papire unregelmäßig überklebt waren. Jedes Zimmer hielt ohngefähr drittehalb Ellen in die Breite, und eine in die Länge. Aus einem Bettchen und einem Schemmel, nebst einem kleinen Tischchen — bestund das Meublement. Sie waren der höchsten Kälte und Hizze ausgesezt, und daher zum Studiren wie zum Schlafen unbequem. Solcher wohnbaren Schränke gabs neunzig.

Die Kost war der ersten Einrichtung nach hinreichend gut. Aber unter dem Gouvernement der Madam Baviere war sie herzlich schlecht geworden. Eine Suppe und zwei Schüsseln warmes Essen wurden zwar geliefert, aber oft ganz ungenießbar. Das Fleisch war bald schlecht an sich, bald hart, bald riechend. Die grünen Gemüse waren oft mit dem elendesten Talge geschmolzen. Und das gebakne war oft ganz grün auf dem

Boden, von der kupfernen Pfanne, in der es gelegen hatte. Auch war gegen alle diese Fehler der Oekonomie keine Remedur möglich. Denn der Minister protegirte seine Dame, und es gehörte schon wegen der Furcht, die er allen eingeflößt hatte, viel Muth dazu, wenn man eine Klage bei ihm anbringen wolte. Mein Heres wagte es einmal, ward aber versichert, daß ers nicht verstehe. Selbst Am Stein, der noch eine gewisse Autorität hatte, trug einmal eine Schüssel Gemüse zum Herrn Fürsorger, welches wie pures Unschlit roch. Aber der Philosoph lehrte ihn Philosophie. Er kam und sezte sich selbst mitten unter seine Schüler, und fing an, in die Gemüse Schüssel einzuhauen, als ob er in zwei Tagen nichts gegessen hätte. Daß ers also selbst aß (er war wirklich der Mann, dem alle Kost gleichgültig war, und der zwischen frischer Butter, und Unschlit keinen Unterschied fand) mußte ein Beweis seyn, daß alle Lehrer und Schüler Unrecht hätten, und Madam Baviere für ein so delikates Gemüse noch Dank verdiene.

Für physikalische Erziehung war wenig gesorgt. An Bäder und ähnliche Mittel für die Lei-

besstärkung war gar nicht zu denken: wenn nur sonst Ordnung und Reinlichkeit überall geherrscht hätte. Ein einziger Mann, den man den Inspektor nente, solte für alles allein sorgen, und das war unmöglich, zumal da die Anstalten gar nicht darnach waren. Der damalige hieß v. Rosenthal, und war ein abgedankter französischer Officier, von etliche sechzig Jahren. Der Minister hatte ihn beredet, seine kleine Pension, die er in Basel angelegt hatte, aufzugeben, seine schönen Mobilien zu verkaufen, und ihm nach Marschlinz mit Weib und Kind zu folgen. Dieser arme alte Mann war das unglüklichste Geschöpf im ganzen Schlosse. Früh um vier Uhr mußte er, ganz angezogen, schon im Schlosse herum patrulliren, und die Bedienten wekken, und für alles sorgen, was zum Waschen, Ankleiden, Frühstük u. s. w. für die Zöglinge erforderlich war. Und so mußte er sich den ganzen Tag bei allen Theilen der Inspektion, die ihm aufgehalset war, herum preschen lassen, bis des Nachts um eilf Uhr, wo er noch, wenn alles zu Bette war, dafür stehen mußte, daß alle Thüren verschlossen, und alle Lichter ausgelöscht waren. Er kam in dieser Zeit auf keinen Stuhl

zu sizzen. Oft schnauzte ihn der Minister schon an, wenn er ein paar Minuten zu lange bei seiner Mahlzeit geruht hatte. Und alle Kleinigkeiten, die im Schlosse von einem Durchgehenden getadelt werden konten, wurden ihm zur Last gelegt, und gaben dem Minister Gelegenheit, ihm bittern Vorwurf zu machen. Ich habe nie einen Mann unter der Last seines Schiksals so viel weinen sehn. Und bei diesen Strapazen und Mishandlungen hatte der Mann kaum satt zu essen. Es war ihm, wie er mir sagte, weit mehr versprochen, als er erhielt. Er lebte so genau, wie der ärmste Mann. Und da er kurz vor meinem Abschiede fort mußte, machte ihm der Herr v. Salis seine Rechnung so, daß er ihm zwischen zwei und drei hundert Gulden schuldig blieb. — Ich werde zeit meines Lebens an diese Scene gedenken, wie der alte Mann jammerte, und seine Hände rang, da er diese Rechnung erhielt, und vom Minister gezwungen wurde, seine kleine Pension, die er vom Könige hatte, ihm zu assigniren, so weit sie zu Tilgung der Schuld nöthig war. Mir selbst erpreßte dies Schiksal eine Thräne. Aber ich zitterte viel zu sehr vor dem Tirannen, als daß ich mich des Un-

glüklichen hätte annehmen sollen. Auch bin ich gewiß, daß alle meine Vorstellungen vergeblich gewesen wären. Denn der Herr v. Rosenthal hatte ihm schon gesagt, was ich ihm hätte sagen müssen: daß es grausam sey, einen Mann erst bis auf den Tod zu peinigen, und Galeerenarbeit aufzulegen, und dann noch dasjenige als Schuld von ihm zu fodern, was er blos auf die nothdürftigste Sätigung, und Leibesbedekkung verwendet hätte: ja daß es unmenschlich sey, einen alten Mann erst aus seinem Brode herauszureissen, in ein fremdes Land zu schleppen, und dann nicht nur nakkend fortzuschikken, sondern auch zu zwingen, ihm die kleine Summe zu verschreiben, von welcher er künftig seinen Hunger stillen, und seinen Kindern Brod geben müßte: und daß das alles um so abscheulicher sey, da diese Härte ein reicher Mann gegen einen — edeln und rechtschafnen — Armen verübte.

Der philanthropinische Gottesdienst fehlte ganz. Es war nichts von alle dem veranstaltet, was durch Feierlichkeit und sinliche Darstellung irgend einen großen Gedanken in der Seele des

Zöglings aufwekken, irgend ein wirksames Gefühl für Gott, und Tugend erregen oder erwärmen konte. Wir gingen alle Sonntage einmal, des Morgens, in unsere Kirche oder Kapelle, und hatten da Gesang und Predigt, wie man sie überall findet, d. h. den simbolischen Büchern gemäß, und dem homiletischen Leisten angepaßt.

Um die Spiele und Vergnügungen der Kinder sahe es eben so traurig aus. Als ich kam, war noch gar nichts da. Denn es solte nun erst alles philanthropinisch werden. Aber der Herr v. Salis schlug überall selbst vor, und ich sagte zu allem Ja: weil ich schon wußte, daß er seine Einfälle für unverbesserlich hielt, und sie schon mit seiner Sparsamkeit in Harmonie gebracht hatte, so daß ich es nicht wagen durfte, hier Disharmonie wollen zu scheinen. Es waren um das Schloß herum die anmuthigsten und schattenreichsten Orte, die gewählt werden konten. Aber der Minister wolte keinen nuzbaren Flek missen, sondern bestimte den ihm ohnehin unnüzzen Schloßgraben dazu, unter dem Vorwande, daß da die Kinder bei ein=

ander gehalten, und übersehn werden könten. Das war denn ein Graben bei vierzig Ellen breit, und zwanzig Ellen tief, mit dikker Mauer umgeben, der gerade seiner Länge nach von der heissen Mittagssonne beschienen wurde. Hier lag also die Sonne unaufhörlich, und verursachte, der Tiefe halber, eine unerträgliche Hizze. — Herr Salis bauete, weil nicht ein einziger Baum darinnen war, einen Schuppen am Ende des Grabens, dessen Dach der einzige Schatten war, den man geniessen konte. Hier waren Kegel zum Spiel, und Grabscheite und Rechen, zur Gartenarbeit, für welche auf der andern Seite ein Streifchen Erdreich angewiesen war. Das war der Zeitvertreib alle. Das war die ganze Philanthropinische Gymnastik.

Ich — konte für die Erziehung nichts thun. Der Minister hatte mir alle Einmischung ins Oekonomische gänzlich untersagt. Meine Arbeit war, Schule halten, Lehrmethoden vorarbeiten, und die Lektionen und Schüler in ihre Klassen vertheilen. Ich konte keinem Bedienten befehlen, ein Glas Wasser zu holen. Ich konte keinen Lehrer

zu seiner Schuldigkeit anhalten. Ich mußte] alles dem Minister anzeigen, und es darauf ankommen lassen, ob ers vergessen oder besorgen, ob ers so oder anders einrichten, ob er meinen Tadel behaupten oder die Verantwortung gegen mich geltend machen wolte.

Man sage, ob es für einen Mann, der wirklich vor Begierde brante, Gutes zu stiften, und der mit solchem Feuer zu arbeiten gewohnt war, ein elenderes Leben geben konte? — War dieser elende Zustand des Instituts, der so sehr den prahlerischen Ankündigungen im Publikum widersprach, meinem Eifer, den ich anwandte, um meine Pflicht zu erfüllen, nicht ein tägliches Leiden? — War diese Zurükſezzung, diese Ausschliessung von aller Theilnahme an der Sorge für das unzertrenbare Ganze nicht tägliche Kränkung? War mein unermüdeter Fleiß bei der spröden Begegnung des Fürsorgers, der nie eine freundliche Mine mir gab, mit sichtbarem Mistrauen nur auf Spuren meiner geträumtem Herschsucht lauerte, mir für meine Arbeitsamkeit und Eifer nie die geringste Zufriedenheit bezeigte, jede Stunde, die ich zu meiner Er-

holung anwendete, mit schelen Augen als ein Raub seines Eigenthums betrachtete, und selbst meinen Lohn mir so zuzeddelte, daß ich nie über eine Summe von hundert Thalern gebieten konte, — nicht eine immerwährende Peinigung?

Und nun denke man sich zu dem allen noch die beständige Furcht, in der ich leben mußte, diesem hartherzigen Mann durch einen Fehltrit zu misfallen, oder durch eine Verleumdung gehässig zu werden, und dann seine bisherige Kälte, und Sprödigkeit in eigentliche Bedrükkungen übergehen zu sehen, und — bei dieser Furcht noch den bangen Gedanken, daß gegen einen so mächtigen Mann, in diesem Lande, keine rechtliche und entscheidende Hülfe war — daß dieser bei seiner Macht so hartherzige Mann mich schlechthin in seinen Händen hatte, und mich allenfals so lange quälen, und martern konte, bis ich aus Desperation davon lief, ohne irgend einen Regreß an ihn zu behalten. War dieser Zustand weniger als Fegefeuer?

Aber noch das allererschreklichste! Ich hatte in Deutschland alle meine Konnexionen aufgegeben. Ich hatte in Bünden alle meine Schriftstellerarbeiten unterbrochen, und mein ganzes theologisches Studium auf die Seite gelegt. Ich war noch überdies mit dem bösen Namen aus Deutschland gegangen, daß ich ein Irlehrer sey, und wenn ich nicht selbst ging, in Giessen würde seyn abgesezt worden. Ich hatte also nicht die geringste Hofnung, jemals aus Deutschland wieder einen Ruf zu erhalten. Man denke sich diese Hofnunglosigkeit, bei jener Furcht vor einer möglichen Verschlimmerung meines schon an sich höchst traurigen Schiksals, und sage dann, ob dies Leben nicht — fast eine Hölle war?

Ich habe in Stunden des einsamen Nachdenkens auch wirklich Höllenqual ausgestanden, und bin der Muthlosigkeit mehr als einmal nahe gewesen: besonders nach Beendigung des Michaelis-Examens, bei welchem der Undank des Ministers gegen die ganz unsäglichen Arbeiten die ich geleistet hatte, und die äuserste Herabwürdigung meiner Person, mich vollends ganz zu Boden

schlug, und mich so weit brachte, daß ich mit den Verlust meiner Gesundheit in ståter Arbeit mich gleichsam betåuben mußte, um nur nicht meines Zustandes mir bewußt, und zur Verzweiflung hingerissen zu werden. —

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Philanthropinische Prüfungsfeierlichkeiten.

Ich hatte den Sommer über gearbeitet wie ein Gaul, und geduldet wie ein Lamm. Am Ende desselben verlautete åuserlich, (denn der Minister theilte mir nie sein Vorhaben mit) daß zu Michael das Philanthropin dem ganzen Publikum in seinem vollen Glanze zur Schau gegeben werden solte.

Schrekken und Angst überfiel mich. Denn ich war der Mann, auf den das Publikum sein

Auge geheftet hatte. Ich hieß Direktor des Philanthropins. Von mir war es bekant, daß ich mit Basedow vier Wochen lang gelebt hatte, um ein Meisterstük auszubrüten. Von meinen Talenten so wie von meiner Thätigkeit hatte man die größten Erwartungen. Also war es augenscheinlich, daß man den Menschenfreund Salis blos wegen der 50000 Gulden bewundern würde, die er aufgewendet zu haben versicherte, und daß ich, für die Erndte dieser reichen Aussaat, würde in Anspruch genommen werden. Salis, mußte es heissen, hat sich so patriotisch aufgeopfert, hat alles angewandt um ein volkomnes Institut zu begründen, was hat nun Bahrdt geleistet? Wie stehts nun um die Disciplin, um die Sitten der Zöglinge, um ihre Kentnisse, um die Methoden, um physikalische und moralische Erziehung? Wie sehr wird mans nun den Lehrern und Kindern ansehen, daß sie bereits ein ganzes halbes Jahr in den Händen eines solchen Direktors gewesen sind? — Was konte ich nun wol mir, nach der gegebnen Beschreibung von meiner Lage, und der wirklichen Beschaffenheit des Instituts, für einen Ausgang versprechen! Mußte ich nicht fürchten,

daß alle Welt über mich die Köpfe schütteln, und — daß Herr Salis selbst, bei auffallenden Blösen des Instituts, über mich die Achseln zukken, und lieber meine als seine Ehre opfern würde?

In dieser Angst sprach ich den Minister, und fragte ihn, ob dem so sey, daß das Institut einer öffentlichen Prüfung ausgesezt werden solle? Er bejahte die Frage frostig, und glaubte mir schon alles gesagt zu haben, was ich zu wissen nöthig hätte. Ich wolte mehr wissen. Ich verlangte Unterricht, wie er diese Prüfungen einrichten würde. Aber er fertigte mich damit ab, daß er zu seiner Zeit die Sache selbst gehörig veranstalten würde. — Man höre, wie mirs gieng.

Der Minister verreisete, ohne mir ein Wort zu sagen, ohne die geringsten Verhaltungsbefehle zurükzulassen. Dem Herrn Baviere, und dem Inspektor hatte er gesagt, daß bei seiner Zurükkunft viele Fremde aus der Schweiz sich einfinden würden, um einer feierlichen Prüfung beizuwohnen. Man solle sorgen, daß alles in guter Ordnung gefunden werde. Das war alles.

Jezt stekten wir alle ängstlich die Köpfe zusammen, und berathschlagten, was jeder zu thun habe. Denn alle zitterten vor dem Minister, und vor dem Drohen seines Bliks. Keiner hatte einen Begrif von solchen Prüfungsfeierlichkeiten. Keiner wußte, was der Minister darunter verstund, daß alles in guter Ordnung seyn solte. Und doch wolte keiner das Unglük erleben, daß der Minister bei seiner Zurükkunft ihm einen Vorwurf machen könte.

Was solte ich, bei dieser algemeinen Verwirrung, anders thun, als mich der Sache ohne alle Instruktion unterziehn, und nach eignem Gutdünken einen Plan entwerfen, nach welchem die Feierlichkeiten vor sich gehen solten. Ich sezte voraus, der Minister wolte das Publikum befriedigt wissen. Ich sahe die Unmöglichkeit, es mit lauter Warheit zu befriedigen. Also beschloß ich, durch Täuschung zu ersezzen, was an Warheit abgieng. Ich machte meinen Plan so, daß wir drei Tage Feierlichkeiten hatten, und alle Tage für die neugierigen Zuschauer etwas neues zu sehen war, was sie für unser Institut einnehmen konte. Mit einem Worte, ich machte es wie Basedow. Ich

gab den Augen, und der Phantasie des Publikums so viel ich geben konte.

Ich hatte zur Vorbereitung ohngefähr eilf Tage Zeit. In dieser Zeit vergaß ich Mählzeit und Schlaf. Ich sezte mirs in den Kopf, dem Minister ein herkulisches Stůk Arbeit zu liefern, und durch den Grad meines Eifers für die Erhaltung seiner Zufriedenheit, wenigstens einmal eine freundliche Mine, oder gar einen dankenden Händedruk mir zu erringen. Und Am Stein selbst, welcher Zeuge meines übermenschlichen Fleißes war, weissagte mir jezt, daß der Minister Freude über mich haben, und bezeugen würde.

Und nun wil ich nur kürzlich meine Arbeiten zusammen rechnen. Ich präparirte erstlich meine Lehrer täglich auf diejenigen Lektionen, welche dem Publikum zur Schau gegeben werden solten. Ich arbeitete das ganze philanthropinische Gesezbuch aus, an welches noch gar nicht gedacht worden war, und welches alle Pflichten und Funktionen des Fürsorgers, Direktors, Inspektors und aller Lehrer enthielt nebst allen Vorschriften, welche die

physikalische und moralische Erziehung der Kinder erzielten. Es war über vier Bogen stark, und stelte ein Ideal dar, davon wir nie den zehnten Theil in Ausübung gebracht haben und bringen konten. Ich verfertigte eine Rede, die eine Stunde lang dauerte, mit welcher ich am ersten Tage die Solennitäten eröfnen wolte: dann eine etwa kürzere Rede für den Nachmittag, welche vor der feierlichen Publikation des Gesezbuchs vorhergehen solte, nebst einer Schlußrede. Ich machte drei Reden, mit welchen die drei philanthropinischen Tempel im schattenreichen Haine feierlich eingeweiht werden solten, — der Tempel der Weisheit, der Tempel der Tugend, und der Tempel der Wolthätigkeit. Ich präparirte eine Komödie, welche die Zöglinge aufführen solten. Ich machte Gesänge, welche bei den drei Processionen zu den drei Tempeln, auf dem Wege ertönen solten. Ich entwarf für den Druk einen halben Bogen, welcher die Beschreibung aller Feierlichkeiten enthielt, die auf jeden Tag zu sehen waren, und welcher unter die Fremden vertheilt werden solte. Ich bereitete mich selbst auf alle meine Probelektionen, die alle in sokratischer Lehrart gehalten werden solten.

Dieses alles leistete ich durch täglichen und nächtlichen Fleiß, und bearbeitete gewiß alles so, besonders meine Reden, daß selbst der denkende Zuhörer Vergnügen, und Rührung empfinden mußte. In jeder Rede neue und intressante Gegenstände. In jeder Rede eine eigne Manier. In jeder eine angemessene Art des Ausdruks, und der Deklamation. Kurz ich that, bis zur äussersten Abspannung meiner Kräfte, mein möglichstes, um das Publikum zu befriedigen, und meines Befehlshabers Beifall, und Zufriedenheit zu erlangen. Und Gott weis es, daß ich bei der Arbeit, wenn der Schweiß meine Kleider durchnezte, mit innigster Heiterkeit und Freude es dachte, und mich durch und durch dabei erquikt fühlte, daß Salis jezt zu Zeichen der Güte gezwungen werden würde.

Salis kam — und mit ihm ein Schwarm lauter kompetent seyn wollender Richter. Der heilige Lavater unter ihnen! — Ich neigte mich ehrerbietig, und überreichte dem Minister den halben Bogen. „Sie haben mich nicht vorher in„struirt. Ich habe es also wagen müssen, die „Prüfungsfeierlichkeiten vorläufig zu veranstalten.

„Ich schmeichle mir, durch unermüdeten Fleiß „mich Ihres Beifals würdig gemacht zu haben.“— Er sahe das Blatt an, stekt's im Augenblik ein, und sagte kalt: es ist gut, Herr Direktor. — Sein Auge glühte, und ich merkte, daß er schon mit Baviere und dem Inspektor gezankt, und über Dinge getobt hatte, die seiner Erwartung recht gemäß gewesen waren.

Die Fremden wurden einquartirt und bewirthet, und ich — blieb auf meiner Stube, ohne daß Salis nach mir fragte, und seinen Direktor irgend einem Fremden vorstelte. Darin suchte Salis Größe, daß er einen Mann von meinem Range in dem Haufen der Lehrer und Schüler sich verlieren ließ. Er fürchtete, selbst minder groß zu erscheinen, wenn er mich auszeichnete.

Sein erstes Geschäft war, alle Zöglinge zu versammeln (aber ohne mich) und sie dem großen Seher von Zürich vorzustellen. Mein Heres war als Zuschauer dabei. Und der hat mir erzählt, was folget. — Lavater steht mit Salis, und hat das Philanthropin als halben Mond um sich her.

Salis bittet ihn laut, in einem Tone, wie wenn ein Heiliger mit einem Seraph spricht, daß er doch, durch die Zaubermacht seiner Physiognomik, die drei besten Köpfe ihm herausheben möchte. Lavater wils. Er geht durch den halben Mond, nimt jeden ins Fas und Profil, und zieht endlich drei hervor, unter denen einer wirklich unser bester Kopf, aber zwei die dümsten Jungen von der Welt waren. Salis erschrikt vor der Blösse des Seraphs, und zupft ihn schnel bei dem Flügel seines Gewandes. Lavater fühlts. Schnel wendet er sich. Halt, ich wil sie erst ins Profil nehmen. Und nun versichert er, daß sie im Profil sich ganz anders zeigten, und sprach die beiden dummen Jungen von der Ehre der Geniehaftigkeit los. — — —

Den andern Morgen began nun das dreitägige Fest. Der Minister ließ mir sagen, daß man sich um neun Uhr versammeln würde. Ich machte mich gefaßt. Ich wandelte auf dem Gange vor meinem Zimmer auf und ab, und erwartete meinen gebietenden Herrn. Gegen halb neun Uhr erschien er, und foderte das neue Gesezbuch. Er eilte davon, und kam nach einigen Minuten mit

einem Tigergesicht zurük, daß bei seinem Anblik das Herz mir erbebte, und alle meine Hofnungen sanken, die ich von seinem Beifal geträumt hatte.

Seine Augen funkelten. Seine Hände zitterten. Sein Mund schäumte. Er biß die Zähne zusammen. Er gieng ein paarmal auf und ab, wie wenn er nachdächte. Auf einmal fuhr er heraus: Was haben Sie gedacht, Herr Direktor? Wollen wir uns vor aller Welt prostituiren?

Ich — schlechterdings überzeugt, daß ich nun nicht erst zum pecus campi geworden seyn könte — fragte erschrokken, aber doch mit mänlichem Ton: wie so? Herr Minister. Ich habe, als ehrlicher Mann, mit Anwendung aller meiner Kraft gearbeitet. Und ich halte es für unmöglich, daß meine Arbeit mir oder Ihnen Schande machen solte. Ich bin begierig zu erfahren, was ich versehen habe.

Nichts versehn? erwiederte er. Konten Sie wol, bei sorgfältiger Bearbeitung dieses Gesezbuches, auf den übereilten Gedanken gerathen,

mir selbst Gesezze vorzuschreiben? Müßten die Leute nicht lachen, wenn sie den Herrn und Befehlshaber des Ganzen von seinem angestelten Direktor instruirt sähen? Ist es nicht seltsam, dem Gesezze zu geben, der selbst alleiniger Gesezgeber ist? — Dies sagte mir der Mann in einem Jast, der den höchsten Grad von leidenschaftlicher Bewegung anzeigte.

Und nun hatte ich alles bei ihm verscherzt, was noch zu gewinnen gewesen war. Ich hatte seinen Stolz beleidiget. Und dieser Stolz hatte ihn dermaßen verblendet, daß er alles vergaß, was zu meiner Rechtfertigung diente. Er bedachte nicht, daß ich ja mit der Entwerfung des Gesezbuchs nicht Gesezze gemacht, sondern nur vorgeschlagen hätte: daß der Name Gesez hier gar keine eigentliche Bedeutung hatte, indem lauter moralische Obliegenheiten in dem Gesezbuche enthalten, und dem Fürsorger wie allen andern vorgezeichnet waren: daß es ja in seiner Gewalt stund zu ändern, und wegzulassen, was er wolte: daß es ja kein Verbrechen der beleidigten Majestät war, in dem Gesezbuche des Philanthropins die Pflichten

des Fürsorgers so gut aufzusuchen, wie die Pflichten des Direktors, und der übrigen Mitglieder. — Aber man sieht, wie unbändig der Herscherstolz dieses Mannes seyn mußte, da er sich durch ein wahres Nichts so beleidigt finden, und darüber in Wuth gerathen konte, daß ich im Gesezbuche einen Abschnit für den Fürsorger gemacht hatte.

Der klärste Beweis, daß es blosser Stolz war, ergab sich daraus, daß der Minister hernach in meinem ganzen Aufsazze kein Wort änderte, sondern blos im ersten Abschnitte den ersten Paragraph umschmolz, und statt der Worte: der Fürsorger ist die erste Person im Philanthropin und sol ꝛc. ohngefähr diese sezte: der Fürsorger ist der Hausvater im Philanthropin, und folglich der alleinige Gesezgeber, und wird daher ꝛc.

Nachdem dieser Sturm vorüber war, nahmen die Prüfungsfeierlichkeiten ihren Anfang, und es gieng drei Tage lang alles den Gang, den ich in meinem Plane vorgezeichnet hatte. Man sahe es überall, daß Lavater und noch etwa zwei Personen das hohe Gericht ausmachten. Nach mei-

nem Urtheile gieng alles so ziemlich erträglich, und wer tolerant urtheilen wolte, muste sagen, daß ich für die erste Zeit genug geleistet hatte.

Am dritten Tage spielte Salis die größte Komödie, die noch je gespielt worden ist. Des Nachmittags weihete er selbst die drei philanthropinischen Tempel ein. Denn mich ließ er nirgends einen Aktus verrichten, den sich der Oberherr nur mit einigem Rechte zueignen konte. Ich mußte also blos den Redner machen. — Das ganze Institut, mit allen Fremden, zog in Procession den Berg hinauf, und der Herr Minister ließ drei Scheite Holz, an dem einen Ende zugespizt, sich nachtragen. — Er ersahe sich unten drei Plázze, und führte von einem zum andern. Auf jedem mußte ich meine Rede ablegen, und er sprach dann, indem er ein Scheit Holz mit der Hand faßte, und es zum Einschlage hinstelte, die Worte: „so weihe „ich denn den Tempel der Weisheit!" und darauf keilte der Bediente das Scheit fest. — Das war die Einweihung! — Und von der Zeit an haben die Scheite Holz gestanden, so lange ich in Marschlinz war, und kein Mensch hat je daran

gedacht, die Tempel zu errichten, geschweige sie zu besuchen, und Gebrauch davon zu machen. — Das hieß doch wol das Publikum äffen?

Am zweiten Tage erzeigte mir endlich Herr Lavater die Ehre, mich mit dem Minister auf meinem Zimmer zu besuchen. Ich war wirklich begierig — nicht, den Mann zu sehn — sondern zu erforschen, ob, bei seinen sonderbaren Meinungen, Gründlichkeit, und philosophischer Geist sich fände. Denn gelesen hatte, und hab ich wenig von ihm. Er kam, und ich leitete gleich das Gespräch dahin, wohin es meine Neugierde haben wolte. Ich bat ihn, im Tone des Lernbegierigen, mir doch zu sagen, was für exegetische Gründe er habe, eine übernatürliche Kraft des Glaubens, und des Gebets zu behaupten. — Besser hätte ich ihn freilich gefragt: ob er mir von einer übernatürlichen Kraft einen deutlichen Begrif mittheilen könne? — Aber ich muß es aufrichtig bekennen, daß der Mann, in seinem Zürcher Dialekt, mir eine so jämmerliche Bibeldolmetschung daher worgte, der ich in meinem neunzehnten Jahre schon mich geschämt haben würde, da ich eben an-

gefangen hatte, durch Fischern auf den Weg der grammatischen Interpretation geführt zu werden. Von der Zeit an hat alles, was ich von Lavatern hernach neues hörte, alles Intresse für mich verloren: weil ich hier so gar nichts von gesunden Sprachkentnissen, und noch vielweniger von philosophischer Gründlichkeit finden konte. Alles, was er sagte, hatte die Phantasie aus den Ausdrükken der Apostel herausgeklaubt, und nur seine Energie des Ausdruks konte den Nichtkenner täuschen, diese wilkührlichen Deutungen schön, und wahr zu finden.

Die hochposaunte Prüfungsfeierlichkeit des Marschlinzer Philanthropins war nun vorüber, und ich — hatte für meinen ungeheuren Fleiß statt Dank und Beifall, Vorwürfe und frostige Begegnungen geerndet. Am ersten Tage sogar war ich gar nicht eigentlich zum Mittagsessen eingeladen, sondern ich mußte, in blosser Voraussezzung, daß ich dazu gehöre, mich eindrängen und — froh seyn, daß ich aus meinem eignen Zimmer einen Stuhl schnell genug herbeischaffen, und an der Ekke der Tafel mich noch anbringen konte, weil

für die Menge der Menschen, die da mitessen wolten, die erbärmlichste Veranstaltung getroffen war. Die übrigen Tage blieb ich für mich, und Salis zog mich weiter zu keiner Geselschaft. Und so bald die Fremden abgereiset waren, mußte ich in meinem Pflug mich wieder einspannen, und die Winterlektionen eröffnen.

Ausser meinen ordentlichen Arbeiten wurde mir nun die Ausarbeitung des Marschlinzer Erziehungsplans übertragen, welchen Herr Hofrath Deiner, zu drukken bekam. Dieses mit vielem Fleiße gefertigte Werk kostete mich fast alle meine Erholungsstunden, und ich kan, auch dafür, mich keines Lautes von dem Minister rühmen, der einem Danke ähnlich gewesen wäre. Uebrigens bekenne ich öffentlich, daß ich auf hohen Befehl meines Herrn Fürsorgers in diesem Buche so viel gelogen habe, als noch kein Schriftsteller gelogen hat. Nicht ein Drittel von der schönen Lehrmethode, gymnastischen Uebungen u. d. ist je in Ausübung gekommen, ja nicht einmal dazu bestimt gewesen. Das Publikum solte blos ein Ideal von philanthropinischer Erziehung erblikken, und —

sich einbilden, daß das diejenige sey, die in Marschlinz realisirt wurde.

Während dieser Arbeit — man denke sich diese Anhäufung meiner Leiden mit der Verfinsterung meiner Aussichten in die Zukunft — erhielt ich, wenig vorbereitet, die Nachricht von meines Vaters Tode. Ich war eben im Begrif, in die erste Frühlektion zu läuten, da der Minister den Brief mit dem schwarzen Siegel mir brachte. Ich kante meines Bruders Hand und Siegel, und wußte also, beim ersten Anblik des Briefes, — seinen schreklichen Inhalt. Und doch läutete ich fort, hielt den ganzen Vormittag meine Lektionen, mit aller der Lebhaftigkeit, mit der ich sie sonst zu halten gewohnt war, und dachte — erst um eilf Uhr, da ich in meine Wohnung zurükkehrte, wieder an den Trauerbrief — erzählte die Unglükspost meinem Weibe, die in Thränen zerfliessen wolte, — aß bei gutem Appetit mein Mittagsbrod — antwortete gleich nach Tische meinem Bruder, der mich gebeten hatte, dem Erbtheile zu entsagen, und alles meiner lieben Mutter zu lassen, damit sie ohne Bekümmerniß leben könte:

„daß ich von ganzem Herzen dazu bereit sey, „und — nichts verlange," ließ dann die mich ängstenden Trauerbilder bei der Mittagsruhe mit mir entschlummern, und — that, nach wie vor, meine Arbeit, mit Heiterkeit und Kraft, — nur selten durch den quälenden Gedanken gestört, was doch Gott noch aus mir machen werde?

Ende des zweiten Bandes.

Halle,
gedrukt bei F. D. Francke.

Bayerische Staatsbibliothek München

88 g 15

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bahrdt, Carl Friedrich, 1740-1792

Dr. Carl Friedrich Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale

Bd.: 2

Berlin (1791)

Biogr. 55-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061516-7
VD18 80104312